

Biogr.

139

nb

ogr. 139 nb . . Bodmer

(Breitinger)

Bayerische Staatsbibliothek



<36647163860011



JOHANN JAKOB BREITINGER

1701—1776

SEIN LEBEN UND SEINE LITTERARISCHE BEDEUTUNG
ERSTER THEIL.

INAUGURALDISSERTATION
ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
DER
I. SEKTION DER H. PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH
VORGELEGT IM JANUAR 1896

VON
HERMANN BODMER
VON ZÜRICH.



Begutachtet von Herrn Professor Dr. J. BAECHTOLD.

ZÜRICH
Druck von ZÜRCHER & FURRER
1897.

JOHANN JAKOB BREITINGER

1701—1776

SEIN LEBEN UND SEINE LITTERARISCHE BEDEUTUNG
ERSTER THEIL.

INAUGURALDISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER

I. SEKTION DER H. PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

UNIVERSITÄT ZÜRICH

VORGELEGT IM JANUAR 1896

VON

HERMANN BODMER

VON ZÜRICH.

Begutachtet von Herrn Professor Dr. J. BAECHTOLD.

ZÜRICH

Druck von ZÜRCHER & FURRER

1897.



Meinem lieben Vater

zum

siebenundsechzigsten Geburtstag.

I. Kindheit und Studienjahre.

Johann Jakob Breitingen wurde am 15. März¹⁾ 1701 als der zweite Sohn des Zuckerbäckers und Freihauptmanns Franz Kaspar Breitingen (1665—1742) in Zürich geboren. Er ist der Sprosse einer alten hochangesehenen Familie, die vom vierzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart neben manchem tüchtigen Handwerks- und Gewerbsmann auch namhafte Gelehrte, wie den weitbekannten Antistes Johann Jakob Breitingen und den unlängst verstorbenen Professor Heinrich Breitingen, den feinsinnigen Lehrer der französischen Sprache und Litteratur an der zürcherischen Hochschule, hervorgebracht hat.

Von Breitingers Vater bewahrt die Stadtbibliothek Zürich in einem Folio-Band²⁾ von über tausend Seiten eine schöne Abschrift der autobiographischen „Nachrichten aus dem Leben und der Amtsführung des zürcherischen Antistes J. J. Breitingen (1575—1645)“. Vor dem Titelblatt des zum Familienerbstück bestimmten Manuskripts, das in den Mussestunden der Jahre 1684—1696 entstand, verzeichnete der schriftgewandte Zuckerbäcker alle seine Vorfahren geistlichen Standes und von den weltlichen diejenigen, „so des Regiments“, d. h. die als Ratsmitglieder einst an der Regierung der Stadt Zürich teilgenommen hatten. An der Spitze der langen Reihe steht Hans Heinrich Breitingen, der im vierzehnten Jahr-

¹⁾ Als Geburtstag wird der 1., der 5. und der 15. März überliefert. Dass letzteres Datum das richtige ist, beweist die Angabe in der von Breitingen und Altmann redigierten Zeitschrift „Tempe helvetica“ (1735—1743) T. II, p. 164: „J. J. Breitingerus, natus ipsis Idibus Martii A^o 1701“. Eine Bestätigung liefert auch Brucker in der biographischen Notiz seines „Bildersaales“ (siebentes Zehend) wozu er erwiesenermassen das Material von Breitingen selbst erhalten hat.

²⁾ Stadtbibliothek Zürich, Manuskript F. 148.

hundert von Zollikon nach Zürich übersiedelte und 1388 daselbst das Bürgerrecht erwarb. Breitingers Vorfahren waren grösstenteils Weissgerber und hatten als solche Sitz und Stimme in der Zunft zur „Gerwi“. Für das Ansehen, das sie da genossen, spricht der Umstand, dass fast beständig ein Breitingen unter den zwölf Abgeordneten der Zunft im Grossen Rate sass oder gar als Zunftmeister seine Gilde im Kleinen Rate vertrat. Der erste Breitingen geistlichen Standes ist der vortreffliche Antistes¹⁾, der durch seine Reformen auf kirchlichem und sozialem Gebiet sich um seine Vaterstadt verdient gemacht und durch die Teilnahme an der antiarminianischen Synode zu Dortrecht seinem Namen auch im Ausland Geltung verschafft hat. Breitingers Grossvater, Konrad, gehörte ebenfalls der zürcherischen Geistlichkeit an; zuerst Pfarrer in Hüttweilen im Thurgau, kam er 1691 nach Altstetten bei Zürich, wo er im Jahre 1699 starb. Als einundzwanzigster unter den weltlichen Breitingern stellt sich der Schreiber selbst vor als „Franz Caspar Breitingen, Secrétaire Ihrer Hochfürstl. Durchlaucht zu Württemberg-Mömpelgardt A° 1685, Capitän-Commandant über die Kyburger-Frey-Compagnie A° 1712 währenden Äbtischen Kriegs und zuvor, erster Freyhauptmann im Regenspurger Quartier 1713 nach der Reformation der Miliz zu Stadt und Land und Major über ein Bataillon 1720.“ — Mit Ausnahme dieser Aufzeichnungen ist uns von Breitingers Familie nichts bekannt als die dürftigen Angaben der Geburts- und Sterberegister. Der Vater starb 1742 bei seinem Sohne Heinrich in Uster im Kanton Zürich. Die Mutter, Verena Schobinger, die zweite Frau ihres Gatten, verhehelichte sich mit ihm im Jahre 1694 und starb 1727.

Von entscheidendem Einfluss auf Breitingers Geistesentwicklung war dessen älterer Bruder Johann Heinrich, geboren 1691 in des Vaters erster Ehe mit Elise Steinbrüchel. Dieser Bruder, der sich der Theologie zugewendet hatte, erhielt 1712 die Ordination, wurde 1719 Pfarrer zu Märstetten im Thurgau, hernach 1729 zu Uster, wo ihn 1744 bei der Ausübung seiner Amtspflichten auf der Strasse zwischen Greifensee und Uster jählings der Tod ereilte.

¹⁾ Vgl. über ihn J. C. Mörkofer: J. J. Breitingen und Zürich. Ein Kulturbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Leipzig 1874.

Die Geburtsstätte Breitingers ist das heute noch erhaltene Haus „zum kleinen Hirschhorn“ an der obern Strehlgasse Nr. 23 unweit der St. Peterskirche, das mehr als ein Jahrhundert Besitztum seiner Familie war.¹⁾ Am 17. März 1701, wie allgemein üblich, zwei Tage nach der Geburt, erhielt der Knabe zu St. Peter die hl. Taufe. Das Pfarrbuch verzeichnet als Paten Landschreiber Wolf und Jungfer Dorothea Breitinger. Die Nachrichten über seine früheste Jugend fliessen ungemein spärlich. Lediglich die Protokolle der Schulbehörden²⁾ geben über den Gang seiner Schulbildung dürftigen Aufschluss.

Seine Studienjahre fielen in eine trübselige Zeit, in der geisttötender Mechanismus auf dem Gebiete des Schulwesens alle selbständige Entwicklung lähmte und der Erziehung eine verkehrte Richtung gab. Für die Heranbildung der Jugend sorgten in äusserst primitiver Weise zunächst die sog. Hausschulen und dann die Deutschen Schulen, wo man notdürftig lesen, schreiben und rechnen lernte, letzteres jedoch nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen besondere Bezahlung. Für die Mädchen schloss damit der kaum bis zum neunten Altersjahre reichende öffentliche Unterricht ab. Diejenigen Knaben dagegen, die sich eine bessere Bildung aneignen durften, besuchten eine der Lateinschulen am Fraumünster oder am Grossmünster, wo ein umständlicher und mühseliger Lateinunterricht ungeheuer viel Zeit verschlang, ohne zu nennenswerten Resultaten zu führen. Das Ansehen dieser Lehranstalten stand darum nicht besonders hoch, und wer sich den Luxus gestatten konnte, liess seine Söhne durch Hauslehrer ausbilden.

Auch Breitinger erhielt den ersten Unterricht in den alten Sprachen nicht in einer öffentlichen Schule, sondern bei seinem um zehn Jahre älteren Bruder, dem Theologen Johann Heinrich, der schon während seiner Studienjahre von den Lehrern als tüchtiger Philologe geschätzt wurde. Die treffliche Vorbildung, die der

¹⁾ Der gegenwärtige Eigentümer, Herr Kaspar Kambli, besitzt noch einen Kaufbrief, laut welchem schon anno 1642 Breitingers Urgrossvater, „Meister Caspar Breitinger, der wyssgerwer“, ein Guthaben auf dem Hause besass und ein zweites Aktenstück aus dem Jahre 1741, worin Herr Professor Johann Jakob Breitinger als Eigentümer genannt wird.

²⁾ Acta Senatus Scholastici im Staatsarchiv Zürich.

Knabe hiebei erhielt, ermöglichte es ihm, schon im zehnten Altersjahre mit Umgehung der untern vier Abteilungen in die oberste Klasse der Lateinschule am Grossmünster einzutreten. In den Schülerverzeichnissen erscheint er zum ersten Mal am 27. Oktober 1711 als „*extraordinarius classis quintae Carolinae*“.

Den Uebergang zum akademischen Studium vermittelte das Collegium humanitatis, welches die Stelle eines heutigen Obergymnasiums versah und das neunte und zehnte Schuljahr umfasste. Ausschliesslich dem theologischen Studium diente dann das Collegium Carolinum, eine Gelehrtschule, die indessen den Vergleich mit auswärtigen Akademien keineswegs aushielt. Sie bestand aus drei Klassen, einer philologischen, einer philosophischen und einer theologischen, die nacheinander absolviert werden mussten. Juristen und Aerzte fanden an der Anstalt manches, was ihnen zur Ausbildung nützlich sein konnte, jedoch bei weitem nicht so viel, als sie zum gründlichen Studium ihres Berufes nötig hatten. Die Professuren lagen alle in den Händen von Theologen, mit Ausnahme derjenigen für vaterländische Geschichte, deren Inhaber zehn Jahre später Breitingers Freund und Mitarbeiter, Johann Jakob Bodmer wurde. „Er war der einzige Degen auf der Lehrkanzel“, heisst es von ihm, d. h. der einzige, der im bürgerlichen Gewande mit dem Degen an der Seite vom Katheder herab unterrichtete und er hatte um dieser Sonderstellung willen manche Zurücksetzung zu erfahren. Unter der zürcherischen Geistlichkeit herrschte, wie übrigens auch anderwärts, zu Anfang des letzten Jahrhunderts ein übler Geist. Engherzigkeit, Fanatismus und Aberglauben hatten überhand genommen. Bezeichnend für die Rohheit der damaligen Zustände ist die läppische Spukgeschichte im Hause des Antistes Klingler, die einem armen Knecht das Leben kostete; bezeichnend ferner die Tatsache, dass die Lehre des Copernicus als ketzerisch verfolgt wurde, und dass der Arzt und Physiker Johannes Scheuchzer die Theorie von den Samentierchen als „unzüchtig“ aus seinen Schriften streichen musste. — Nicht günstiger gestalteten sich die Verhältnisse in der Schule, wo ein bedenklicher Schlendrian Platz gegriffen hatte, dem auch eine in Verbindung mit der Verfassungsreform im Jahre 1713 vorgenommene Schulrevision keinen Einhalt zu gebieten vermochte.

Bei solch unerfreulichen Zuständen rückte Breitinger im Frühjahr 1715 vom Collegium humanitatis ans Carolinum vor und ergab sich hier „mit dem Eifer eines verliebten Menschen“ philologischen Studien, worin er es zu nicht geringerem Ansehen brachte als vor ihm sein Bruder. — Von alters her bestand am Carolinum die Sitte, den Beginn der Sommerferien durch die lateinische Rede eines Studenten ankündigen zu lassen. Diese Aufgabe wurde für das Jahr 1718 Breitinger übertragen, und er entledigte sich derselben am 18. August durch eine in den Schulakten rühmend erwähnte Ansprache: „De Condimentis Studiorum Veterum Romanorum“. Nach dem Studien-Protokoll verriet Breitinger in der Behandlung des für den Anlass trefflich gewählten Stoffes eine erstaunliche Vertrautheit mit der klassischen Litteratur.

Einigen Aufschluss über seine Lektüre geben uns die Verzeichnisse der Bücherausteilungen am Carolinum, die sich alljährlich an die Herbstprüfungen anschlossen. Aus dem Ertragnis einer Stiftung wurden unter die Studenten nach Massgabe ihres Alters und ihres Fleisses Bücher von bedeutendem Wert verteilt und es war den Schülern dabei gestattet, ihre Wünsche vorher anzugeben. Nach den noch erhaltenen Aufzeichnungen bezog Breitinger während seiner Studienzeit folgende Werke:

1715. Lundius: Die alten jüdischen Heiligtümer, Gottesdienste und Gewohnheiten. Hamburg 1704.

1716—18. Mathaeus Polus: Synopsis criticorum aliorumque S. scripturae interpretum et commentatorum. 5 voll. Fol. Francofurti 1678/79.

1719. Pausanias cum notis Kuhnii. Lipsiae 1696.

Bezeichnend für seine früh erwachte Neigung zu kritischen Studien ist die Auswahl von Pols berühmter Synopsis, zu deren vollständiger Erwerbung die Prämien von drei Jahren geopfert werden mussten.

Am Carolinum machte er seine ersten für die Folgezeit bedeutsamen Bekanntschaften. Am liebsten verkehrte er mit Kaspar Hagenbuch¹⁾, mit dem er beinahe seine ganze Studienzeit

¹⁾ Kaspar Hagenbuch (1700—1763), später Professor der Eloquenz, dann der lateinischen und griechischen Sprache am Carolinum, ein in ganz Europa gefeierter Epigraphiker.

verbrachte. Hier knüpften sich auch die ersten Beziehungen zu dem drei Jahre älteren Johann Jakob Bodmer an, der in den Jahren 1715—1717 gleichzeitig mit Breitinger das Carolinum besuchte. Während diesen indessen vorwiegende Neigung zu philologischen und kritischen Studien zu dem gleichstrebenden Hagenbuch hinzog, schloss sich Bodmer eng an Heinrich Meister¹⁾ an, der mit ihm seine litterarischen Neigungen teilte. Jene lebenslange Herzensfreundschaft der beiden berühmt gewordenen zürcherischen Kritiker begründete sich erst einige Jahre später, als Bodmer, der sich der Kaufmannschaft widmen sollte, von einem Aufenthalte in Frankreich und Italien zurückgekehrt war.

In diese Zeit fällt Breitingers erste wissenschaftliche Kontroverse, die er gemeinsam mit seinem Vertrauten, Hagenbuch, unternahm. In der Umgegend der Bäder zu Baden (Kanton Aargau) waren zu verschiedenen Malen merkwürdige Würfel von hohem Alter, die das lebhafteste Interesse der Archäologen erweckten, ausgegraben worden. Ueber diese Funde berichtete in der von Pfarrer Konrad Hottinger²⁾ herausgegebenen Monatsschrift „Altes und Neues aus der gelehrten Welt“³⁾ der Berner Johann Georg Altmann⁴⁾ und stellte dabei die Hypothese auf, dass die Würfel aus der Zeit des Kaisers Vitellius stammten.⁵⁾ Dieser Vermutung entgegen schrieb Breitinger seine „Reflexionen über die sogenannten Badenwürfel“ und sandte sie im Frühling 1718 anonym an Hottinger, der sie zwar im fünften Stück seines Journals abdruckte, sich aber für die künftige Zeit derartige anonyme Einsendungen verbat; überdies wollte er nicht glauben, dass der Verfasser, wie in der Einleitung vorgegeben war, wirklich noch Student sei. Im sechsten und im siebenten Heft wurde der Streit mit gesteigerter Heftigkeit fortgesetzt, wobei Breitinger gelegentlich auch einige Irrtümer, die sich der Herausgeber Hottinger hatte zu Schulden kommen lassen, richtig stellte. Nun trat auch dieser in die

¹⁾ Heinrich Meister (1700—1781), der nachmalige Sekretär der Gesellschaft der Maler, Pfarrer zu Bayreuth, Bückeberg und dann in Küsnacht am Zürichsee.

²⁾ Konrad Hottinger, starb 1727 als Pfarrer zu Höngg.

³⁾ „Altes und Neues aus der gelehrten Welt“ (1717—1720), Zürich bei David Gessner.

⁴⁾ Joh. Georg Altmann (1697—1758), Prof. d. Eloquenz und Geschichte in Bern.

⁵⁾ „Altes und Neues.“ Jahrgang 1717, viertes Stück.

Schranken und fiel in einem in Traumform gehaltenen, ganz konfusen Aufsatz über den zürcherischen Anonymus her. Da Breitinger inzwischen als Verfasser der „Reflexionen“ bekannt geworden war, konnte er es sich nicht versagen, den plumpen Ausfall nach Gebühr zu ahnden. Gemeinsam mit Hagenbuch verfasste er die beiden „Colloquia familiaria de Journalistae somnio et vitilitigatione“, in denen Hottinger mit derber Satire gezüchtigt und als elender Skribent, dem jede Kritik lästig sei, lächerlich gemacht wurde. Das Pamphlet ging in Handschrift überall herum und man trug Sorge, dass es, ohne Verheimlichung der Verfasser, auch Altmann in Bern zu Gesicht kam, der darob „wie vom Blitz gerührt schien“.

Als Resultat dieser Fehde gedieh bei Breitinger und Hagenbuch der Plan zu einem periodisch erscheinenden Organ, das aller unparteiischen Kritik offen stehen sollte. Am 9. Juni 1718 erkundigten sie sich bei Bodmer, der damals vorübergehend in Genf weilte, ob nicht daselbst ein gelehrtes Journal herauskomme, wer es besorge, wie es eingerichtet sei, und ob es blosse Auszüge oder auch Urteile enthalte. Nachdem Bodmer gegen Ende des Jahres nach Lugano übergesiedelt war, entwickelten ihm die Freunde das ausführliche Programm des Unternehmens. Vor allem sollte jenes Pamphlet auf Hottinger in dem Journal erscheinen, im übrigen kritische Abhandlungen, Recensionen, Briefe, Biographien, z. B. diejenige Gotthard Heideggers, J. J. Buxtorfs u. a. darin aufgenommen werden. Schon hatte sich in Basel ein Verleger gefunden, schon waren Johannes Buxtorf, Professor an der Universität Basel, und Vincenz Paravicini, Konrektor am Gymnasium daselbst, als Mitarbeiter gewonnen worden, als das Einschreiten der Schulbehörden die Ausführung des Planes verhinderte.¹⁾

Breitingers eifrig betriebene Studien scheinen seinen Lehrern zuweilen etwas unbequem geworden zu sein. Ueber ein derartiges Vorkommnis enthalten die Protokolle der Schulbehörden folgenden ergänzlichen Bericht²⁾: „Am 16. Februar 1719 wurde (bei Anlass einer

¹⁾ Breitinger und Hagenbuch an Bodmer 24. Dez. 1718. Mskr. Stadtbibliothek Zürich.

²⁾ Acta Ecclesiastica Tig. XIV. Bd., Stadtbibliothek Zürich. Vgl. Füssli: Schweitzerisches Museum, Zürich 1783. I, S. 33 ff.

philosophischen Disputation de Libertate mentis humanae) der Opponenten halben Jac. Breitingeri und Casp. Hagenbuchii in deliberation gezogen, ob man ihnen nit das misfallen bezeugen solte ihres hizigen Oponierens wegen, auch sie abmahnen von dem Studio Critico, das sie biss dahin mit allem Ernst getriben: Es wurde erkannt, man solle diese Sach auf einen andern Anlass verspahren.“ Der Vorfall wurde indessen doch in reiflichere Erwägung gezogen, und das Protokoll meldet weiter unten: „Den 28. Februar 1719 berichtete Herr Scholarcha, dass bey Untersuchung der Sach, betreffend den Jacobum Breitingerum und Casparum Hagenbuchium es sich befunden, dass die Gefahr noch nit so gross, als man sich selbige eingebildet: Sie seyind mit Freundlichkeit erinnert worden, die studia critica vor einmahl auf die Seite zu leggen und hingegen die studia realiora zu poussieren: die dann auf diese Vorstellung hin sich aller Besserung anerbotten, mit vermelden, dass wenn unter den studiosis nit solche wären, die ihnen keinen guten Willen tragen, wären sie bey den Herren professoribus nit solcher-gestalten angeschriben worden. Bey dieser ihrer anerbottenen Besserung verbliebe man und wurde von der sach nit mehr geredt.“

Weitere Auskunft findet sich in einem Brief vom 17. März an einen Studiengenossen der beiden Zürcher, Niklaus Hopf in Bern. Die Delinquenten mussten zuerst ein langes Verhör vor zwei „Verordneten zur Lehr“ bestehen, wobei neben den zu eifrig betriebenen kritischen Studien namentlich jene satirischen Colloquia über den Pfarrer Hottinger gerügt wurden. Auf ihre Vorstellung hin, warum sie, als die Angegriffenen, sich denn nicht hätten verteidigen und ihre Verteidigung allenfalls im Ausland drucken lassen dürfen, antwortete man ihnen, es sei nun einmal so, man habe das Messer in der Hand, und wenn sie etwas in Indien wollten drucken lassen, müsste es hier durch die Zensur gehen. „Wir aber,“ heisst es in dem lateinisch geschriebenen Briefe, „zuckten die Achseln und schwiegen“. Nach ihren Korrespondenten befragt, nannten sie für Deutschland Heumann, für Frankreich Buxtorf, Sohn, für die Schweiz Brunner von Diessenhofen und Paravicini, Sohn, von Basel.

Diesem Verhör folgte noch eine Vorladung vor den Scholarchen J. J. Lavater, und der unerquickliche Handel schloss endlich mit einer von den erzürnten Eltern in gerechter Entrüstung ab-

gegebenen Erklärung: „Vir magnifice! Wenn junge Leute sind, die was treffliches studieren wollen, so hindert man es: Wollt Ihr Schlingel haben, so züchtet Schlingel“¹⁾).

Nach diesem Vorfall trachtete Breitinger darnach, dem unerträglichen Joche der Schulpedanten zu entfliehen. Altmann, der nach Einsicht in die scharfe Satire auf den Journalisten Hottinger einen gütlichen Vergleich mit den streitbaren Zürcher Studenten vorgezogen hatte, befand sich in ähnlicher Lage. Da ihm Bern keine litterarische Anrègung mehr bieten konnte, nahm er eine Hauslehrerstelle in der Landvogtei Erlach an und suchte Breitinger an eine gleichartige Stelle in seiner Nachbarschaft zu ziehen²⁾. Als Besoldung stellte er ihm 50 Gulden in Aussicht und lockte mit den Reizen des Landlebens. Ruhige Ueberlegung bewog jedoch Breitinger, den regelmässigen Gang seiner dem Abschluss nahen Studien nicht zu unterbrechen.

Im Frühjahr 1720 meldete er sich zur Promotion. Am 21. April wurde ihm der „aditus ad examina peremptoria“ erteilt und am 20. Juni nach beifällig aufgenommener Disputation das theologische Examen „mit ganz gutem Willen“ abgenommen. Im folgenden Monat erhielt er die Ordination. Bodmer gratulierte ihm launig aus Greifensee am 18. Juli 1720: Er habe vernommen, schreibt er, „quod grandes doctores doctrinae tibi donarunt virtutem et puissanciam praedicandi, catedram magistralem ascendendi, aëra verberandi, vociferandi per totam terram. Vivat, vivat, novus doctor qui tam benè parlat. Dignus est intrare in isto docto corpore“³⁾).

Mit neunzehn Jahren, so früh, als es die zürcherischen Schulverordnungen überhaupt zuliessen, wurde Breitinger in den geistlichen Stand aufgenommen. Trefflich vorgebildet war er in die Schule eingetreten, hatte mit bestem Erfolg alle Kurse durchlaufen und seine Studien in der kürzesten Zeit zum Abschluss

¹⁾ Breitinger und Hagenbuch an Hopf in Bern, 17. März 1719. Vgl. Füssli a. a. O. S. 33.

²⁾ Altmann an Breitinger, August 1719. Mskr. Stadtbibl. Zürich.

³⁾ Bodmer in Greifensee an Breitinger, 18. Juli 1720. Mskr. Stadtbibl. Zürich. Die Briefstelle ist ein Citat aus Molière: *Le malade imaginaire*, Acte III, 3^{me} intermède.

gebracht. Es erscheint daher die Ueberlieferung, dass Breitingers Fähigkeiten nicht erkannt, und die Eltern des „hoffnungslosen“ Schülers ermahnt worden wären, diesen zu einer andern Lebensart zu bestimmen, weil er zu den Wissenschaften nicht taugte, zum vorneherein als wenig glaubhaft, und in der Tat ergibt sich bei näherer Prüfung der Schulakten, dass sich diese Nachricht nicht auf unsern Breitinger bezieht, sondern auf dessen Vetter, namens Johannes¹⁾, der im Januar 1715 in Folge eingelaufener Klagen an den Schluss seiner Klasse versetzt wurde. —

Mit der Ordination begann wie auch heute noch das Kandidatenelend, nur mit dem Unterschied, dass es dazumal noch viel schlimmer war, als jetzt. Die Zahl der „Exspektanten“, wie die auf Anstellung wartenden Geistlichen genannt wurden, war gewöhnlich unverhältnismässig gross — sie stieg mehrmals bis auf 90 an — so dass einzelne vom Schicksal weniger begünstigte mehr als zwanzig Jahre stellenlos bleiben und diese lange Wartezeit durch Vikariate oder Privatunterricht in der Stadt und auf den Landvogteien notdürftig ausfüllen mussten.²⁾ Zu den Exspektanten gehörten auch die Bewerber um die höheren Lehrstellen, deren Inhaber, wie schon erwähnt, mit einer einzigen Ausnahme ordinierte Geistliche waren.

Breitinger scheint sich von Anfang an für den Lehrberuf entschieden zu haben; denn nirgends findet sich eine Andeutung, dass er je geistliche Funktionen ausgeübt hätte. Die Nachricht von Füssli und Mörikofer³⁾, dass er nach der Ordination bei seinem Bruder in Märstetten (Kanton Thurgau) ein Pfarrvikariat versehen habe, beruht, wie jetzt nachgewiesen ist⁴⁾, auf einem Irrtum; wohl aber befand er sich als Gast in Märstetten und gab sich nach den Mühsalen der Examina in der „paradiesischen Einsamkeit“ lediglich dem ungetrübten Genuss des Landlebens hin. Auf dem benachbarten Schloss Altenklingen wurde er mit dem Juristen Cor-

¹⁾ Johannes Breitinger (1701—1756), Pfarrer zu St. Peter in Zürich.

²⁾ Vgl. hierüber Finsler: Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, II. Abteilung. Neujahrsblatt des Waisenhauses in Zürich für 1879.

³⁾ Füssli a. a. O. I, 99 und Mörikofer: Die schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1861. S. 85.

⁴⁾ Bächtold: Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, Anmerkungen S. 171.

nelius Zollikofer¹⁾ bekannt und verbrachte in dessen Gesellschaft manche vergnügte Stunde. Wie fröhlich es da bisweilen zugegangen sein mag, erfahren wir aus einem Brief, den Zollikofer kurz nach dem gemeinsamen Aufenthalt an den noch in Märstetten weilenden Breitinger richtete. „Wie wollten wir uns nicht zusammen verdivertiren“ — schreibt er aus „Schandgallen“, wie er höchst unliebenswürdig seine Vaterstadt St. Gallen nennt — „en vrais Philosophes, nonchalans, amoureux, sans être galants, et vertueux, sans être sages²⁾, buvants de bon vin théologal et faisants glou-glou, bis dass Ihre Bacchische Majestät und Gottheit sich seines und unsres Capitoli bemeistert und triumphierende alldorten sich wurde einlogieret haben; sonderheitlich, da eine charmante machine féminine, belle, jolie, mignonne, ni fière, ni cruelle unserem Wolleben das Gewicht und den Nachdruck geben wurde: sic juvat vivere, sic mori! da müsste dann nôtre chienne de philosophie qui ne vaut pas le diable, comme vous l'avez fort bien remarqué, verdientermassen die Stegen hinunterpurzeln, und ein Gepölder in das Haus machen. Wie wollten wir nicht bey einem Pfeiffgen Tabac der eitelen Eitelkeit der Eitelkeiten und Sterblichkeit des menschlichen Lebens uns freudenvoll erinnern! Wie wollten wir uns nicht à perte de vue raisonniren und resonnire und die Welt reformiren, bis eine Kuh einen Bazzen gilt!“ . . .³⁾

Ueber die ersten Jahre von Breitingers Exspektantenzeit sind wir durch einen regen Briefwechsel, von dem wenigstens die Briefe an Breitinger ziemlich vollständig erhalten sind, genügend unterrichtet. In diese Zeit fällt der enge Anschluss an Bodmer, der nach seiner Rückkehr von Lugano im Sommer 1719 im väterlichen Hause zu Greifensee seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und von dort aus lebhaften Verkehr mit seinen Freunden in Zürich unterhielt. Häufig besuchte er sie in der Stadt, und auch sie versagten sich das Vergnügen nicht, zuweilen eine Wanderung über den Zürichberg zu

¹⁾ Daniel Cornelius Zollikofer (1696—1767) J. U. D., Prof. in St. Gallen, Mitarbeiter an den Diskursen der *Maler*.

²⁾ Vgl. zu dieser Stelle die von Th. Vetter in der „Chronick der Gesellschaft der Mahler“, Frauenfeld 1887, S. 2, A. 1 mitgeteilte Grabschrift Zollikofers.

³⁾ Zollikofer an Breitinger, 14. August 1720. Breitingers Briefe an Zollikofer sind, wie mir Herr Zollikofer-Wirth in St. Gallen gütigst mitteilte, im Familienarchiv auf Altenklingen nicht mehr vorhanden.

unternehmen, um im gastlichen Pfarrhaus von Greifensee Einkehr zu halten. Mit welcher Ungeduld und Freude Bodmer solchen Besuchen entgegensah, zeigt folgende hübsche Stelle aus einem Briefe an Breitinger und Hagenbuch: „Je prie, les mains pliées, le buon Jupiter d'Homere qu'il fasse beau temps; qu'Aurore aux doigts des Lys parsème le ciel de roses; et que le blond Phébus roule son char ardent sur notre horizon en dissipant tous les brouillars, les nuages et les aquilons. Ils ont droit de m'accorder mes vœux, puisque vous voulez bien me venir voir. La route que vous avez à prendre sera Wydiken, Pfaffhausen, Rohr. C'est à Rohr, où vous vous embarquerez pour vous faire transporte[r] par quelque vieux Charons dans le sombre Royaume de Pluton, du quel nom on peut bien appeller les noires chaumières des mes paysans. Cependant n'apprehendez rien mes amys, Mad^{lle} † † † où bien l'emperieuse Proserpina n'y est pas“¹⁾.

Bodmers lebhafter Geist und seine Vertrautheit mit der neueren Litteratur vermochten Breitinger von seinen einseitigen philologischen Studien abzulenken und seine Aufmerksamkeit mehr auf die Gegenwart zu richten. Anderseits war es Breitinger, der Bodmer zuerst auf den Gedanken brachte, sich dem Studium der vaterländischen Geschichte zu widmen und zu dem Behufe im Sommer 1720 das Vaterhaus mit der zürcherischen Staatskanzlei zu vertauschen. Als dann im Spätsommer die Professur für Schweizergeschichte am Carolinum frei wurde, war es wieder Breitinger, der den Freund zu bestimmen suchte, sich um den vakanten Lehrstuhl zu bewerben.

Voll jugendlicher Unternehmungslust schmiedeten sie gemeinsam weittragende Pläne. Schon 1719 hatte die heitere Laune die Freunde auf den Gedanken gebracht, eine moralische Wochenschrift zu begründen. Im folgenden Jahr beabsichtigte Bodmer die Errichtung einer eigenen Druckerei, und Breitinger und Hagenbuch anboten sich, lateinische Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen herauszugeben²⁾. Aber überall stiess man sich an der Beschränktheit der Verhältnisse. Der Druck strenger Gesetze und eine un-

¹⁾ Bodmer an Hagenbuch und Breitinger, 5. May, Mskr. Stadtbibliothek Zürich.

²⁾ Bodmer an Meister, 27. Dez. 1720, Mskr. Stadtbibl. Zürich.

erhört scharfe Zensur hinderten jede freie Meinungsäusserung, bewirkten jedoch, dass sich im Geheimen unter der jungen Generation eine kräftige Opposition heranbildete. Die Gleichgesinnten taten sich zusammen und hielten beständig Verbindung mit den auswärtigen Freunden. Von Thun aus schürte Heinrich Meister das glimmende Feuer und der Freund aus Märstetten, Professor Zollikofer in St. Gallen, vermittelte Breitinger die Bekanntschaft mit dem freisinnigen Arzte Laurenz Zellweger¹⁾ in Trogen, der wie Zollikofer eine ebenso gründliche als freie Bildung aus Holland in die Heimat mitgebracht hatte. Breitinger stellte sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Opposition, und Bodmer mochte wohl an ihn gedacht haben, als er an Meister die zuversichtlichen Worte schrieb: „Die Rigiden werden sterben; und wann ich den gelehrtesten unserer jungen Hirten in die Carten sehe, so kan ich prophezeien, dass inner zwanzig Jahren — . . . basta!“²⁾ Der Sinn dieser abgerissenen Aeusserung ist leicht zu erraten.

Die Unduldsamkeit und die Voreingenommenheit, welche in Zürich zu Anfang des letzten Jahrhunderts in Staat und Kirche herrschten, waren dazu angetan, die jungen Leute mit einer herzlichen Verachtung der Machthaber wie auch der Bürger, die sich diese Unterdrückung gefallen liessen, zu erfüllen. Ihr Unmut äusserte sich denn auch in der intimen Korrespondenz in allerlei schmeichelhaften Kraftausdrücken: „Nous sommes ici bas comme dans l'Arche de Noë, peu d'hommes et beaucoup de bêtes: Wir müssen überall klagen, der Herr hat uns mit Schälcken umgeben“³⁾, schreibt Breitinger einmal an Zellweger. Ein andres Mal klagt er über die Unwissenheit, den Eigendünkel und die Unbeständigkeit des „püffelhirnigen Pöbels“. „Ich lebe under dem Tumult des Pöbels als wie in der einsamkeit, ich frequentire keine publiquen Zusa-

¹⁾ Laurenz Zellweger (1692—1764), Mitarbeiter an den „Diskursen“. Der reiche Briefwechsel, den er mit Bodmer und Breitinger bis zu seinem Lebensende führte, ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniss der litterarischen, gesellschaftlichen und politischen Zustände der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Die Briefe an Zellweger befinden sich in der Kantonsbibliothek von Appenzell (A.-Rh.) in Trogen, und dessen französisch geschriebene Antworten sind mit dem Bodmer-Nachlass an die Stadtbibliothek Zürich übergegangen.

²⁾ Bodmer an Meister, a. a. O.

³⁾ Breitinger an Zellweger, ohne Datum. Mskr. in der Kantonsbibl. Trogen.

menkönfte, wenn mich nicht die Geseze der menschlichen gesellschaft oder meine Situation, in der ich diessmalen lebe, unablässlich darzu verbindet Der Hass oder Favor des ungestümen Pöbels sind der wahre gegenstand meiner Verachtung. Diese meine unschuld hat mich in den Concept eines bizarren Kopfes und gefährlichen Menschen gebracht. Ich bin ein Opfer des ungerechten Hasses des eigensinnigen Pöbels“¹⁾. Die grösste Freude gewähre es ihm, mit seinen Freunden die Torheiten dieser Leute zu belachen. Breitinger beneidet den Freund in Trogen, der doch „inter pecora campi“ wohnen könne, während er in Zürich „unter dem unflätigen kriechenden Ungeziefer und den wilden Thieren, welche man in Wälle und Mauern eingeschlossen habe“, leben müsse „Die Priester des Aberglaubens, die Euch durch ihren Ausspruch dem Satan übergeben können, machen einem öfters soviel zu schaffen, das er das Sch darüber krieget“²⁾.

Breitinger unterscheidet sorgfältig zwischen „Leuten“ und „Menschen“. Unter jenen versteht er ungefähr das nämliche, was er früher als püffelhirnigen Pöbel bezeichnet hatte, und zu diesen rechnet er die wenigen, die sich durch freie Bildung über die Beschränktheit ihrer Zeit hinweghoben. Auf diese ist es denn auch abgesehen, wenn er einmal dem Freunde in Trogen die Errichtung einer Akademie zur näheren Vereinigung der „Menschen“ vorschlägt³⁾.

Nach den angeführten Aeusserungen kann es nicht befremden, wenn Breitinger bei seinen Mitbürgern im Geruche eines erklärten Freigeistes stand. Er selbst schmeichelte sich mit dem Titel eines „esprit fort“, den er bis auf Horaz zurückführte: „Ihr betrieget Euch sehr“, schreibt er an Zellweger, „wann ihr glaubet, dass der splendide Titel eines „Esprit fort“ erst in den spätheren Zeiten aufgekommen seye: Wann Horatius einen seiner freunden anmahnen will, dass er ein Esprit fort werden soll, so sagt er: „sapere aude“⁴⁾. Diese Auslegung des Horazischen Ausspruchs liefert uns den Kommentar zu dem aus den Vierziger Jahren stammenden

¹⁾ Breitinger an Zellweger, o. D. (Sommer 1721), Mskr. Trogen.

²⁾ Breitinger an Zellweger, o. D. (1722), Mskr. Trogen.

³⁾ Breitinger an Zellweger, o. D. (1723), Mskr. Trogen.

⁴⁾ Breitinger an Zellweger, o. D. (Herbst 1723), Mskr. Trogen.

Bildnis in Bruckers „Bildersaal“, auf welchem der inzwischen berühmte Breitingen einen Folianten mit der Devise „sapere aude“ als Aufschrift in der Hand trägt.

Zur Charakteristik des jungen Breitingen, so wie ihn seine Freunde auffassten, mag hier noch die Schilderung beigefügt werden, die Meister in Thun von ihm entwirft: „Ein geschickter lustiger Kopf, von grosser Litteratur, und guter tinctur, von einer raisonnablen Philosophie, ein gutes redliches und generoses Hertz gegen seine Freunde, ein Hertz, welches dem eitelen Glück sich nicht unterwirft. Aber auch ein Hertz, welches, weil es ebenso viel von andern fordert, oder villeicht mehr, als es selbst (oft bloss in intentione) vom seinigen giebet, bisweilen sich mit andern brouillirt, jaloux und suspicax wird; welches ein wenig hitzige Begierde hat für sich gelten zu machen, etc.“¹⁾.

¹⁾ Meister an Breitingen, 11. Juni 1720. Mskr. Zürich.

II. Die Diskurse der Maler.

Die erste litterarische Leistung, mit der Bodmer und Breitinger gemeinsam an die Oeffentlichkeit traten, war eine moralische Wochenschrift „Die Diskurse der Maler“.¹⁾ Die Idee ging von Bodmer aus, dem in Genf oder Lyon, wo er im Sommer 1718 zur Erlernung der Kaufmannschaft weilte, der Zufall eine französische Uebersetzung des Spektators in die Hände gespielt hatte. Seit dieser Zeit trug er sich mit der Absicht, eine ähnliche Wochenschrift in Zürich herauszugeben. Breitinger und die übrigen Freunde wurden ins Vertrauen gezogen und auf einer gemeinschaftlich unternommenen Lustfahrt zu einem älteren Genossen, dem originellen Pfarrer Rodolph ²⁾ in Gränichen im Aargau gegen Ende des Jahres 1719 beschloss man in froher Zuversicht, den Plan zu verwirklichen. Als Grundlage für die Herausgabe der Diskurse entstand in Zürich die Gesellschaft der Maler oder der Patrioten, wie sie sich anfänglich nannte. Von ihren Schicksalen entwirft Breitinger ein ebenso getreues als anschauliches Bild in der handschriftlich erhaltenen „Chronik der Gesellschaft der Maler“³⁾,

¹⁾ Vgl. zu diesem Abschnitt die Schrift meines Bruders, Hans Bodmer: „Die Gesellschaft der Maler in Zürich und ihre Diskurse“. Zürcher Dissertation 1895. — Von einem Neudruck der Diskurse in der Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz (II. Serie, Heft 2), mit Anmerkungen herausgegeben von Theodor Vetter, ist bis jetzt der erste Teil erschienen.

²⁾ Daniel Rodolph, 1718—1732 Pfarrer in Gränichen, war der Sohn des Theologie-Professors und obersten Pfarrers Johann Rodolf in Bern.

³⁾ „Chronik der Gesellschaft der Mahler“, nach dem Manuskripte der Zürcher Stadtbibliothek herausgegeben von Theodor Vetter. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz; zweite Serie, erstes Heft. Frauenfeld 1887. Die Chronik stammt von Breitinger und nicht, wie man erwarten sollte, vom Sekretär der Gesellschaft, Johannes Meister (vgl. Einleitung zum Neudruck).

die mit der beigelegten Korrespondenz jeden wünschbaren Aufschluss über die Vereinigung erteilt.

Zu den ersten Mitgliedern der Gesellschaft gehörte neben Bodmer und Breitinger noch der Archäologe Kaspar Hagenbuch, der aber nicht lange aushielt und dann durch den Theologen Johannes Meister¹⁾ ersetzt wurde. Später traten noch Junker Hans Jakob Schwerzenbach (1701—1778) und der Theologe Hans Jakob Wolff (1701—1780) der Societät als Mitglieder bei, während als auswärtige Mitarbeiter Cornelius Zollikofer, Laurenz Zellweger und der noch in Thun weilende Heinrich Meister gewonnen wurden. Jeden Donnerstag und Samstag nachmittags fanden sich die in Zürich wohnenden Maler zur Sitzung ein; Bodmer führte den Vorsitz, und Meister versah das Amt eines Sekretärs. Ende April 1721 wurden die ersten Diskurse der Censur übergeben, und am ersten Donnerstag im Mai erschien die erste Nummer in der Stärke eines halben Bogens, nachdem das Publikum durch Maueranschläge zuvor von der neuen Unternehmung unterrichtet worden war.

Breitinger nahm von Anfang an am Zustandekommen der Diskurse thätigen Anteil und hielt Bodmer, der zunächst noch in Greifensee wohnte und daher nicht immer an den Sitzungen der Gesellschaft teilnehmen konnte, beständig auf dem Laufenden. Bodmer war die Seele des Unternehmens, das unablässig fördernde Element, dessen Arbeit aufs Positive ausging. Er lieferte sofort Stoff für die ersten Zusammenkünfte. Breitinger verlegte sich seiner Neigung gemäss mehr auf die Kritik und wurde dabei leicht zu eifrig, sodass Bodmer schon beim ersten Diskurs die Einwürfe seines Genossen zwar billigte, jedoch den Wunsch nicht unterdrücken konnte, dass die Kritik künftig eher „dogmatice“ als „polemice“ vorgetragen würde.

Neben Bodmers überwiegendem Anteil kommt nur noch Brei-

Füssli, der in seiner unvollendet gebliebenen Bodmer-Biographie die Chronik benutzte, hatte das Manuskript von Breitingers Schwiegersohn, dem französischen Pfarrer Gessner aus dem Nachlass erhalten.

¹⁾ Johannes Meister (1698—1746), der Bruder des früher erwähnten Heinrich Meister in Thun, nachmals Pfarrer zu Lindau im Brandenburgischen und sodann in Neftenbach im Kanton Zürich.

tingers Mitarbeiterschaft ernstlich in Betracht. Von den 94 Diskursen entfallen 27 auf Breitinger; 13 sind gemeinsame Arbeit der beiden Freunde, und die übrigen stammen mit wenigen Ausnahmen von Bodmer. Die Leistungen der andern Mitarbeiter sind kaum nennenswert. — In Uebereinstimmung mit der äusseren Einkleidung unterzeichneten die Herausgeber ihre Diskurse mit den Namen berühmter Maler. Breitinger schrieb die Mehrzahl seiner Diskurse unter dem Pseudonym Carrache, während Bodmer sich mit Vorliebe Rubeen nannte. Die Namen Holbein, Dürer, Angelo und von Urbin stehen sowohl unter Diskursen von Bodmer, wie unter solchen von Breitinger und unter gemeinsam verfassten.¹⁾

Breitinger gehören die moralischen, Bodmer die ästhetischen Diskurse und beiden zusammen die satirischen Charakter- und Sittenschilderungen, in denen die Eigenart des Werkes liegt. Gewöhnlich lieferte Bodmer die Erfindung und Breitingers solides

¹⁾ Die Zugehörigkeit der einzelnen Diskurse hat Breitinger am Schlusse der „Chronik“ selbst festgestellt. Die ganz oder teilweise von ihm verfassten Diskurse sind demnach die folgenden: *Erster Teil.* 4. Nur der Sterbende zeigt sich ohne Verstellung (Carrache). 9. Die Kunst des Denkens (Angelo). 10. Der Mensch ist verpflichtet zu denken (Angelo). 13. Selbsterkenntniss, I. (Carrache). 15. Vom Spielen (Dürer). *16. Pedanterie (Holbein). 17. Selbsterkenntniss, II (Carrache). *18. Raillerie (Holbein). 21. Blosser Moral genügt nicht; Beispiele; Satire (Carrache). *23. Verbesserungen (Die Mahler). 24. Gegen die Register (Holbein). *Zweiter Teil.* 4. Unmöglichkeit beständiger Freundschaft (Dürer). 6. Vom Meditiren (Carrache). 8. Verstand und Religion (von Urbin). 10. Das Denken an den Tod macht uns weise (Carrache). *11. Gegen die Bärte (Holbein). 12. Die sokratische Methode (Carrache). *15. Modestie (Dürer). 16. Kleiderpracht (Dürer). *21. Gegen Metaphern, Allusionen (Rubeen). *22. Die Kleidung muss zum Natürlichen zurückkehren (Anonym). 23. Gegen die Ammen (Carrache). 24. Freundschaft unter Guten und unter Bösen (Dürer). 25. Gegen den hohen Kopfschmuck (Holbein). *Dritter Teil.* 6. Die Frauen sollen nicht Männerkleidung tragen (Holbein). 9. Kindererziehung (Carrache). 15. Zerstreuung (Carrache). 16. Zerstreuung (Fortsetzung) (Carrache). *19. Wert der Fabel (Carrache). *Vierter Teil.* *4. Verhältniss von Mann und Frau (Dürer). 9. Erhaltung des ehelichen Friedens (Carrache). 10. Torheit der Neujahrswünsche (Carrache). 11. Was ist „leben“? (von Urbin). 12. Erste Erziehung (Carrache). 13. Gespenster (Carrache). *14. Warnung vor Vermittlern beim Heiraten (Dürer). *15. Bibliothek für Damen (Dürer). *16. Warum die jungen Damen zugänglicher sein sollen (Holbein). *17. Wie man lesen und wie man schreiben soll (Rubeen). 18. Wie sehr der Mensch am Leben hängt (Carrache).

(Die mit * bezeichneten Diskurse sind Bodmers und Breitingers gemeinsame Arbeit.)

Wissen verlieh ihr Rückhalt. „Bodmers Diskurse sind neu und überraschend in ihren Wendungen, geistreich und launig in ihren Einfällen. Breitinger dagegen baut aus, was Bodmer angefangen hat. Er sucht der Sache auf den Grund zu kommen. Er reflektiert fortwährend und ist im Denken geübter als Bodmer. Allein er ist auch zu viel Gelehrter und zu wenig Journalist.“¹⁾ Bodmer versteht es besser, den Geschmack des Publikums zu treffen, während Breitinger zuweilen mit „sopra feiner marchandise angezogen kommt“²⁾ und durch pedantische Gelehrsamkeit, wie durch abstrakten und weitschweifigen Stil ermüdet.

In seinen moralischen Diskursen spricht Breitinger vom Denken, das so viele Menschen durch das bequemere Gedächtnis zu ersetzen suchen. Die grössten Feinde des eigenen Denkens sind die Autorität und die Uebereilung (I, 9). Der Denkende findet sich in allen Lebenslagen zurecht. Die Einsamkeit hat für ihn nichts Bedrückendes, im Gegenteil zieht er sie vielfach der besten Gesellschaft vor, da die Beschäftigung mit sich selbst ihn vor aller Langweile schützt. Ueberdies ist der Mensch zum Denken verpflichtet; denn der Schöpfer hat ihm die Vernunft nicht als totes Kapital sondern zum Gebrauche verliehen (I, 10). Als Anleitung zum selbständigen Denken dient besonders die sokratische Manier des Dialogs wie auch das aufmerksame Lesen vernünftiger Bücher. Die Unterhaltung mit sich selbst bildet mehr als jede andere Konversation (II, 6). — In der Religion bekennt sich Breitinger zu strenger Orthodoxie und lässt vernunftgemässe Deutung der Offenbarung nur in sehr beschränktem Masse zu (II, 8). — Die Selbsterkenntnis ist ihm gleichbedeutend mit Weisheit. Sie erhebt den Menschen über das Tier. Sie lehrt ihn, sich selbst zu regieren, sie bewahrt ihn vor Selbstüberschätzung und liefert ihm das untrüglichsste Mittel zur Beurteilung seiner Mitmenschen (I, 13, 17).

Beständige Freundschaft, wie sie so gern von Dichtern besungen wird, hält er für leeren Wahn. Auch die treuesten Freunde finden sich nicht ganz ohne eigennützige Absichten, die bisweilen

¹⁾ Hans Bodmer, a. a. O., S. 84.

²⁾ Bodmer an Meister, 28. März 1720. Mskr. Stadtbibl. Zürich.

ihr Verhältnis trüben (II, 4). Die Freundschaft ist kein Vorrecht der Tugendhaften; sie kann auch unter Bösen bestehen (II, 24). Das Leben will Breitinger nicht nach Jahren, sondern nach den vollbrachten Thaten berechnet wissen (IV, 11). Wer sich ein langes Leben sichern will, thut gut, über seine Handlungen einen „moralischen Kalender“, wie er das Tagebuch nennt, zu führen, der ihn beständig zum Guten anspornen wird. Als Beispiel giebt der Verfasser Proben aus dem Diarium seines Vorfahren, des Antistes Breitinger (IV, 18). Das Denken an den Tod macht weise; denn wer schon in der Jugend das Ende sieht, hält sein Auge nicht auf Vergängliches, sondern auf das ewig Dauernde gerichtet (II, 10). Im Leben sieht sich der Mensch, der auf seine Mitmenschen angewiesen ist, zu beständiger Verstellung gezwungen. Zu seiner Beurteilung ist daher der letzte Tag seines Lebens der bemerkenswerteste; denn nur der Sterbende zeigt sich ohne Verstellung (I, 4).

In den Charakter- und Sittenschilderungen spottet Breitinger über die Kleiderpracht (II, 16), über die hohen Staatsperücken und den unförmlichen, turmähnlichen Kopfputz der Frauen (II, 25), besonders jedoch über die Unsitte einzelner Damen, beim Reiten Männerkleidung zu tragen (III, 6). Den Verirrungen in der Kindererziehung widmet er drei Diskurse (II, 23. III, 9. IV, 12), in denen er der damals üblichen Annahme angeborener Ideen und Eigenschaften die Theorie Lockes von der *tabula rasa* entgegenstellt. Mit scharfer Satire geißelt er das Ammenwesen und erläutert seine Argumentation durch die Fabel von der Waldtaube, die der Haustaube die Eier ausbrütet. — In mehreren Abhandlungen bespricht er die Geistlosigkeit des Spielens (I, 15) und die Thorheit der Neujahrswünsche (IV, 10), tadelt die Furcht vor Gespenstern (IV, 13) und zeigt an allerlei Begebenheiten das Wesen und die unangenehmen Folgen der Zerstreutheit (III, 15, 16).

Neben der Hauptabsicht der Maler, eine Reform der Sitten herbeizuführen, ging ihr Bestreben dahin, den verderbten Geschmack ihrer Landsleute in litterarischen Dingen zu verbessern, ihnen „richtigere Begriffe von dem Schönen in der Dichtkunst und Beredsamkeit beizubringen, und es dahin zu bringen, dass anstatt eines Lohensteins, Amthors u. d. g. Opiz wiederum hervorgesucht würde,

den Geschmack darnach zu bilden“.¹⁾ Die Diskurse, welche diesen zweiten Teil des Programmes durchführen sollten, stammen ausschliesslich von Bodmer, der für diese Materien in Breitinger damals noch nicht denjenigen Mitarbeiter gefunden hatte, den er sich wünschte. Indessen ist beachtenswert, dass die leitenden Motive, die den späteren kritischen Werken der beiden Zürcher zu Grunde liegen, schon hier mehr oder minder deutlich zum Ausdruck gelangen. In einem eigenen Diskurs wird das Verhältnis zwischen Dichtkunst, Malerei und Bildhauerkunst behandelt und der ersteren der Vorrang eingeräumt. Die gemeinsame Absicht aller drei Künste sei Nachahmung der Natur, verschieden lediglich die Art der Ausführung. Das Schöne kann sich Bodmer nur in Verbindung mit dem moralisch Nützlichen denken. Bereits werden die Begriffe Phantasie und Inspiration erörtert und gegen den Reim wird hier schon energisch Protest erhoben.

Die Maler unterscheiden in ihren Diskursen drei verschiedene Methoden der Darstellung: die *raisonnierende*, die *historische* und die *katechetische*. Sie finden jedoch bald, dass blosses *Raisonnement* nicht genüge, sondern einer Ergänzung durch die *historische Moral*, d. h. durch praktische Beispiele, bedürfe. Breitinger äussert sich in den Diskursen I, 21 und III, 19 dahin, es sei die *historische Methode* den beiden andern deshalb vorzuziehen, da diese nur den Verstand erleuchten, jene aber auch den Willen beeinflusse und durch rühmliche Vorbilder das Streben nach der Tugend wecke. Beispiele für die *historische Darstellungsweise* sind u. a. die beiden Diskurse von der *Zerstreutheit* (III, 15 und 16). Eine weitere Ausgestaltung erfährt diese Methode, wenn an die Stelle der *historischen* die *symbolische Moral* tritt, d. h. wenn die erläuternde, wirkliche Begebenheit durch eine Fabel ersetzt wird. Breitinger giebt der Fabel unbedenklich den Vorzug, und es ist beachtenswert, dass die Maler ihre Vorliebe für diese Dichtungsart in einem besonderen Diskurs dokumentieren (III, 19). Das Bestreben, das ihre spätere Lehre kennzeichnet, „die Moral mit einem reizenden Gewande zu umhüllen und durch einen unschul-

¹⁾ Bruckers „Bildersaal“ siebentes Zehend, Artikel über Breitinger, zu dem — wie schon bemerkt — dieser selbst das Material lieferte.

digen Betrug annehmbar zu machen“, die Tendenz, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, tritt hier schon deutlich zu Tage.

Die katechetische oder dialogische Methode, nach ihrem Urheber die sokratische genannt, gehört mit zu den Eigentümlichkeiten, durch die sich die Diskurse von ihren englischen Vorbildern unterscheiden. Breitinger schrieb in dieser Form die Diskurse vom ehelichen Frieden und vom Unterschied zwischen dem wahren und dem eingebildeten Leben und widmete der Erklärung ihrer Besonderheiten überdies den Diskurs II, 12.

Ein namhaftes Verdienst der Diskurse liegt in dem Bestreben, der deutschen Sprache grössere Geltung zu verschaffen. Die Bemühungen der Maler verdienen um so rückhaltslosere Anerkennung, da sie — wie Diskurs I, 23 bezeugt — selbst eifrig bestrebt waren, in ihrer Muttersprache möglichste Vollkommenheit zu erringen. Breitinger ist hierin hinter seinem Freunde zurückgeblieben. Seine Sprache ist schwerfälliger, pedantischer und mit vielen Latinismen durchsetzt. Während Bodmer auf seinen Reisen Gelegenheit hatte, seinen Stil an den modernen Umgangssprachen zu bilden, war Breitinger dagegen ausschliesslich auf den einseitigen Unterricht an der Zürcher Gelehrtenschule, wo die Pflege des Deutschen noch keine Stätte gefunden hatte, angewiesen. Ueberdies verwiesen ihn seine spätere Schulthätigkeit und sein wissenschaftlicher Verkehr immer wieder auf die klassische Sprache der Römer, sodass er auch nach den Diskursen in seinen gelehrten Arbeiten wie im grösseren Teil seiner Korrespondenz beim Latein verharrete, indessen Bodmer von dieser Zeit an beständig deutsch schrieb.

Die mannigfachen Gegenstände, die in den Diskursen zur Sprache kamen, gewähren einen Einblick in Breitingers wissenschaftliches Rüstzeug, das er sich am Carolinum und durch private Studien erworben hatte. Seine Bildung war überwiegend lateinisch. Besondere Lieblinge besass er in Horaz und Persius, die gleich den Malern die Sitten ihrer Zeit zum Gegenstand ihrer Schilderungen gemacht hatten. Ihnen entnimmt er auch am häufigsten die Ueberschriften zu seinen Diskursen. — Von den Griechen erfährt nur Sokrates eine eingehendere Würdigung. Von

Aristoteles wusste Breitinger, wie er in einem Briefe an Bodmer gesteht, dazumal nicht mehr als von Confucius. — Neben den Römern waren es hauptsächlich die französischen Didaktiker, die bestimmend auf Breitingers Geistesrichtung einwirkten, und unter ihnen vorab die grossen Skeptiker Montaigne und Charron. Der „Trésor de la Sagesse“ begleitete die beiden Zürcher noch zwanzig Jahre später auf einer Lustreise nach Trogen, wo er neben den notwendigsten Reiseutensilien zu beständigem Gebrauche im Kutschenschlage mitgeführt wurde.¹⁾ Breitingers Betrachtungen über die Zerstretheit beruhen auf Descartes, und am nämlichen Ort übersetzt er ein Fragment aus La Bruyères „Caractères“. Der Diskurs von der Fabel endigt mit dem Lobe La Mottes, dessen Fabeln denjenigen Lafontaines vorgezogen werden.

Die Engländer kannte Breitinger nur aus französischen Uebersetzungen, da er ihre Sprache nicht beherrschte. Die Quelle der Diskurse ist, wie weiter oben angedeutet wurde, nicht der englische Spektator, sondern eine unvollständige französische Uebersetzung „Le Spectateur, ou le Socrate moderne, Amsterdam 1714.“ Ebenso schöpft Breitinger seine Kenntniss Lockes, auf den er sich in den Abhandlungen über die Erziehung und in der Polemik gegen die angeborenen Ideen bezieht, aus Pierre Coste, dem französischen Uebersetzer Lockes vom Jahre 1695.

Die Litteratur der Deutschen lag Breitinger noch recht fern; die einschlägigen Kapitel der Diskurse haben alle Bodmer zum Verfasser. Dagegen deutet auf Breitinger die Bekanntschaft mit dem Philosophen Christian Wolff, für den er später in den „Gelehrten Zeitungen“ besonders lebhaftes Interesse bekundet. Ihm verdankt Breitinger die streng methodische Gliederung seiner Arbeiten und das Streben nach deutlicher Definition. —

Die endlosen Schwierigkeiten, mit denen die moralische Wochenschrift in Zürich zu kämpfen hatte, benahmen schliesslich den Verfassern die Lust, ihr Unternehmen weiterzuführen, noch ehe der zweite Jahrgang abgeschlossen war. Am bittersten empfanden sie die unablässigen Quängeleien der pedantischen Zensurbehörde, die sich nur einmal, aber auch da leider nur für kurze

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 9. September 1741. Manuskript Trogen.

Zeit, durch einige Zuckerstöcke, die der Verleger dem obersten Zensor spendete, zur Ruhe bringen liess. Noch empfindlicher kränkte die Maler die Teilnahmlosigkeit des Publikums. Für Zürich waren die Diskurse in erster Linie bestimmt, und gerade hier fanden sie am wenigsten Beachtung. Grösseres Interesse brachte man dem Journal in Deutschland entgegen, aber auch dort betrug die Zahl der Abonnenten nach der eigenen Schätzung der Maler nicht mehr als 200. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass sich für die Verfasser auch noch finanzielle Schwierigkeiten einstellten; denn es ist kaum anzunehmen, dass der Verleger in dieser Hinsicht das vollständige Risiko übernommen habe. Mit unverhohlener Bitterkeit verabschiedeten sich darum die Maler in einem letzten Diskurs von ihren Lesern und bereiteten damit dem Unternehmen, das sie mit so froher Zuversicht begonnen hatten, unfreiwillig einen frühzeitigen Abschluss.

Die Flut von moralischen Wochenschriften, die sich nun über ganz Deutschland und die Schweiz ergoss, erfüllte die Zürcher Moralisten nach dem Fehlschlagen ihrer Hoffnungen mit Unmut und reizte sie zu offenem Widerspruch. Schon wenige Monate nach dem Erscheinen der ersten Diskurse hatte sich in Bern eine Gesellschaft gebildet, welche im November 1721 mit einer eigenen Wochenschrift hervortrat und dieselbe in freundschaftlicher Weise den Malern in Zürich widmete.¹⁾ Diese jedoch vermochten darin nur eine, wie ihnen schien, ungerechtfertigte Konkurrenz zu erblicken; sie nahmen die Widmung mit Spott und Hohn auf und suchten die Berner Wochenschrift durch offene und verdeckte Angriffe zu schädigen.

Gegen den „Leipziger Spectateur“²⁾ schrieb Breitinger ein Pamphlet, und den Kampf gegen den „Hamburger Patrioten“ (1724—1726) und Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen“ besorgte

¹⁾ „Bernisches Freytags-Blättlein“, 4 Teile, 1722—1723, herausgegeben von der „Neuen Gesellschaft in Bern“, deren Vorsitzender der schon mehrfach erwähnte J. G. Altmann war.

²⁾ „Der Leipziger Spectateur, welcher die heutige Welt der Gelehrten und Ungelehrten, Klugen und Thorhaften, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, Verhelichten und Unverhelichten, so wohl männliches als weibliches Geschlechts Leben und Thaten, auch wol Schrifften beleuchtet und ihnen die Wahrheit sagt. Erste Speculation.“ Frankfurt, Hamburg und Leipzig 1723.

Bodmer in der Schrift „Anklagung des verderbten Geschmacks“. Breitingers Streitschrift erschien unter dem Titel „Der gestäupte Leipziger Diogenes“¹⁾ und ist nach Form und Inhalt ebenso unbedeutend wie die Leipziger Wochenschrift selbst. Die Polemik klingt noch recht unbeholfen und pedantisch; am ärgerlichsten ist Breitinger darüber, dass der Leipziger Spectateur, der sich doch als eine elende Nachahmung der Diskurse der Maler entpuppe, diesen gegenüber noch den Sprachmeister spielen will. So harmlos das Schriftchen ist, scheint es indessen doch seine Absicht erreicht zu haben, wie aus einer Notiz der „Gelehrten Zeitungen“ hervorgeht: „Die Critic aus der Schweiz“, schreibt ein Korrespondent aus Leipzig, „so unter dem Titul des gestäupten Diogenes wider den Leipziger Spectateur herausgekommen, hat demselben das unzeitige Schreiben gelegt, und also mancher Jungen-Magd, manchem Studenten-Jungen oder Kauffmanns-Diener einen Zeitvertreib entzogen; dann Personen höherer Qualitet hat er niemalen zu Lesern gehabt.“²⁾

Die Gereiztheit, mit der Breitinger über das unbedeutende Wochenblättchen herfiel, lässt sich nur schwer begreifen; vollständig unerklärlich aber ist es, dass Gottsched nach 13 Jahren dem gestäupten Diogenes die Ehre erwies, ihn in seine „Beyträge“ aufzunehmen³⁾.

¹⁾ „Der gestäupte (gezüchtigte) Leipziger Diogenes“ erschien im Februarheft des historischen und politischen Mercurius, der in den Jahren 1694—1724 von Lindinner in Zürich herausgegeben wurde und zum zweiten Mal in den „Zeitungen der Gelehrten aus dem Schweitzerland“ (Letztere Zeitschrift ist lediglich ein Sonderabdruck der „Gelehrten Nachrichten“ in den Jahrgängen 1722—1724 des Mercurius). Zum dritten Mal wurde das Pamphlet gedruckt in Gottscheds Beiträgen, 1736, Stück 14.

²⁾ Zeitungen der Gelehrten aus dem Schweitzerlande, 4. Stück.

³⁾ Vgl. hiezu Bodmers Brief an Gottsched vom 6. Sept. 1736, worin geschrieben steht: „E. HE. haben dem gestäupten Leipziger Diogenes mehr Ehre angethan, als er verdienete; das war eine unzeitige geburt, welche von den Verfassern weggeworfen und ihrem eigenen Stern überlassen worden“. Der Brief ist abgedruckt in der Zeitschr. f. d. Unterr., Jahrg. 1897, Heft 6, S. 364 f.

III. Die Exspektantenzeit.

Die Teilnahmslosigkeit, mit welcher das zürcherische Publikum an den Diskursen der Mäler vorübergegangen war, hatte den Verfassern den Aufenthalt in ihrer Vaterstadt unleidlich gemacht. Sie beschlossen, im Frühjahr 1724 eine Reise nach Deutschland zu unternehmen. „Verlasset nicht aus Euerm Hertze unsre deutsche Reise im Frühling; denn ich muss sterben, wenn sie nicht fortgeht. Wie möget ihr euer vestes Gemüthe in die Dreckstadt Zürich einschliessen, wo die grössten Projecte Eurer Mitbürger abgerichtet sind, Dreck zu fabrizieren“¹⁾, schreibt Bodmer in seinem Unmut an Breitinger, und dieser berichtet über ihre Absicht an Zellweger: „Wir haben ein project gemacht, auf könfftiges frühejahr unsere Stadt zu verlassen, Deutschland zu durchschwermen, und mit anrückendem winter wiederum zurückzukehren: mittlerweilen vielleicht auch einige kleine pieces durch den druck in die welt auszustreuen“²⁾. — Warum die Reise, die den beiden mannigfache Anregung und Förderung hätte bringen müssen, unterblieb, ist unbekannt. Das ganze Jahr traf sie bei emsiger Arbeit in ihrer Vaterstadt, so dass Breitinger im Frühjahr 1724 dem Arzte in Trogen in einem humoristischen Schreiben melden konnte, Briefe treffen ihn immer noch unter der Adresse: „Herrn Joh. Jak. Breitinger, Ihro Majestet des grossmächtigsten, unüberwindlichsten, allerdurchleüchtigsten Gottes und Herren des Himmels und der Erden etc. wolbestelter Ceremonienmeister etc. zu Hochgn. Egn.

¹⁾ Bodmer in Greifensee an Breitinger V. D. M., o. D. (Aug. 1723). Mskrpt. Stadtbibliothek Zürich.

²⁾ Breitinger an Zellweger, o. D. (Dezember 1723). Mskrpt. Kantonsbibliothek Trogen.

Handen in Zürich beym kleinen Hirsch-Hörnlein an der Strehlgassen“¹⁾).

Breitinger vertiefte sich von neuem in philologische Studien. Unter den lateinischen Dichtern hatte ihn von jeher Persius am meisten zu fesseln vermocht, und er entschloss sich nun, eine kritische Ausgabe der Satiren desselben zu veranstalten. Die beständigen oft sehr gesuchten Anspielungen auf zeitgeschichtliche Tatsachen und Verhältnisse und die Knappheit der Diktion bereiten der Erklärung dieses Dichters jetzt noch aussergewöhnliche Schwierigkeiten und haben ihn von jeher zum dunkelsten unter den römischen Schriftstellern gemacht. Dieser Umstand vermochte Breitinger keineswegs abzuschrecken, sondern liess ihm im Gegenteil die Aufgabe doppelt reizvoll erscheinen. Unmittelbar nach dem Abschluss der Diskurse nahm er die Vorarbeiten energisch an die Hand und veröffentlichte schon nach kurzer Frist als Frucht seiner Studien eine Diatribe²⁾, in welcher er etliche Stellen, die selbst berühmten Philologen, wie Vossius, unverständlich geblieben waren, mit bemerkenswertem Scharfsinn interpretierte.

Der schulmässige moralisierende Persius war ganz nach dem Herzen Breitingers. Die in seinen Satiren behandelten Stoffe, wie Selbsterkenntnis, verfehlte Jugenderziehung, Verhältnis des Menschen zur Gottheit etc. sind zum Teil die nämlichen, die Breitinger für seine moralischen Diskurse ausgewählt hat. Der hohe sittliche Ernst und die Begeisterung für die Tugend, die Persius zieren, finden sich gleicherweise bei Breitinger ausgeprägt; anderseits teilt dieser mit dem Lateiner auch dessen hervorstechendsten Mangel: Beide haben ihre Lebensanschauung nicht aus der Erfahrung selbst geschöpft, sondern durch schulmässige Philosophie abstrahiert. Wie sehr sich Breitinger von jeher zu Persius hin-

¹⁾ Breitinger an Zellweger, o. D. (1724). Mskrpt. Kantonsbibliothek Trogen.

²⁾ „Joh. Jacobi Breitingeri in versus obscuriss. Persio Sat. I Citat. Diatribe Historico-litteraria in tres Disquisitiones Distincta: quarum I Versuum illorum Auctorem investigat; eaque potissimum Viro Perspicaciss. P. Baelio opposita est: II. Genuinum illorum sensum exponit. III Persium ab *ἀπορία* vindicat a G. J. Vossio objecta. — Speciminis loco edita. — Tiguri ex Officina Bodmeriana 1723.“ — 8°. 50 S. mit Vorrede und Zueignung an sechs Magistratspersonen.

gezogen fühlte, bestätigen überdies die Motti seiner Diskurse, die er vorzugsweise dessen Satiren entnahm.

Die philologische Abhandlung erregte die Aufmerksamkeit vieler Fachgenossen und trug ihrem Verfasser wertvolle Bekanntschaften ein. Durch die Vermittlung seines Lehrers, des berühmten Naturforschers Joh. Jak. Scheuchzer, trat Breitinger mit Bouhier, dem bekannten Präsidenten der Akademie zu Dijon, in einen gelehrten Briefwechsel, der sich über allerlei antiquarische Funde verbreitete.

Trotz der Anerkennung, welche der Diatribe zu teil geworden, führte Breitinger den Plan einer neuen Ausgabe des Persius nicht zu Ende. Mit einer zweiten Abhandlung¹⁾, die über das Leben des Satirikers einigen Aufschluss erteilte und die durch beigefügte Anmerkungen von Bouhier erhöhte Geltung erhielt, schloss er seine Studien über diesen Dichter zunächst ab. Der Grund, weshalb er die unter so günstigen Aussichten begonnene Persius-Ausgabe wieder liegen liess, beruht nach seiner eigenen Angabe (in Bruckers „Bildersaal“) auf einer Wandlung in seinen Ansichten. Unter dem Einfluss der Philosophie sei er zu der Ueberzeugung gekommen, dass die wahre Kritik noch höhere Aufgaben kenne als die geduldige Sammlung von Lesarten aus staubigen Handschriften, und dass die Menschheit noch zu allen Zeiten mit wenigen, dergleichen kritischen Wortärzten sich habe behelfen können. Diese Aeusserung zusammen mit der Thatsache, dass Breitinger trotz der umfassenden Vorarbeiten für die Persius-Ausgabe nur mit den beiden Abhandlungen hervortrat, ist typisch für die philologische Unfruchtbarkeit jener Epoche. Das einseitig begünstigte theologische Studium drückte das philologische Interesse derart nieder, dass während der zwei Jahrhunderte nach der Reformation Zürich keinen namhaften Philologen und keine einzige wertvollere Publikation aufzuweisen hat. Erst um die Mitte des acht-

¹⁾ J. J. Breitingeri Tig. Exercitatio critica in Vitam A. Persii Fl. tribus Sectionibus distincta, quarum I^a agitur de Auctore Vitae Persii. II Complectitur animadversiones et castigationes in Vitam Persii. III Remarques de Mr. le Président Bouhier sur la Dissertation critique in Vitam A. Persii, adjectis ad marginem vindiciis.“ Sie erschien 1729 in J. G. Schelhorn's Amœnitates Historiæ Ecclesiasticæ, im 10. Bande.

zehnten Jahrhunderts gelang es Männern wie Steinbrüchel und Hottinger, der Philologie wieder höhere Geltung zu verschaffen ¹⁾).

Breitinger wandte sich nun wieder der Journalistik zu, die ihn schon sechs Jahre zuvor, anlässlich jener Fehde mit Pfarrer Hottinger beschäftigt hatte. Damals beabsichtigte er, gemeinsam mit Hagenbuch ein kritisches Journal herauszugeben, musste jedoch den Plan wieder fallen lassen. Hernach betätigte er sich als Mitarbeiter an den gelehrten Nachrichten des politischen Merkurs, in welchem der gestäupte Diogenes erschien, und im Frühjahr 1724 begann er nun mit der Herausgabe einer eigenen Wochenschrift, den „Neuen Zeitungen aus der gelehrten Welt zur Beleuchtung der Historie der Gelehrsamkeit, gesammelt von Biblophilo“ ²⁾. Das erste Stück erschien am 19. April, und von da an wurde wöchentlich eine Nummer in der Stärke eines Bogens zum Preise von 2 Schilling oder 3 Kreuzer ausgegeben. Diese Nachrichten aus der Schweiz waren ursprünglich als Appendix zu den „Gelehrten Zeitungen“, die seit 1715 in Leipzig erschienen, geplant; aber die sich offenbarenden grossen Mängel dieses Journals, so namentlich die ausserordentliche Verspätung der ausländischen Nachrichten, bestimmten den Herausgeber zu selbständigem Vorgehen. Die günstige centrale Lage der Schweiz inmitten der Grossmächte von Europa gestattete ihm, viele Nachrichten beträchtlich früher zu bringen, als es dem Leipziger Publizisten möglich war.

Die Absicht des Journals war, — wie Biblophilus in der Vorrede angiebt — vor allem dem Vorurteil zu begegnen, dass der Schweiz eine nennenswerte Litteratur abgehe. In Wahrheit sei dieses kleine Land jederzeit so reich an litterarischer Produktion gewesen, dass der Herausgeber am liebsten eine vollständige Geschichte der schweizerischen Litteratur schreiben möchte. Da jedoch die Umstände ihm dies zur Zeit nicht erlaubten, so werde inzwischen diese Wochenschrift in die Lücke treten.

¹⁾ Vgl. J. Wackernagel: Das Studium des klassischen Altertums in der Schweiz. Basel 1890. S. 29 f.

²⁾ „Neue Zeitungen aus der Gelehrten Welt zur Beleuchtung der Historie der Gelehrsamkeit, gesammelt von Biblophilo. (Vignette.) Gedruckt zu Zürich 1725,“ mit dem Kolumnentitel „Gelehrte Zeitungen“. 51 Nummern mit 816 Seiten und Register.

Die „Gelehrten Zeitungen“ liefern eine interessante Uebersicht über die litterarischen Erscheinungen des Jahres 1724, wobei die schweizerische Litteratur dieses Zeitraums wohl annähernd vollständig verzeichnet ist. Die Mitteilungen bestehen in Bücheranzeigen und Personalmeldungen von Gelehrten. Sie sind nach Städten und Ländern gruppiert, sodass jedes besprochene Buch unter dem Titel seines Druckortes erscheint. Das Journal enthält Urtheile über den Hamburger Patriot, den Leipziger Spectateur, das Bernische Freytagsblättlein und über einen Spectateur Suisse, der in Paris viele Liebhaber finde. Ueber das widrige Geschick des gerade damals aus Halle verbannten Philosophen Chr. Wolff, für den der Herausgeber unerschrocken Partei nimmt, wird besonders eingehend berichtet. Im zwölften Stück meldet Biblophilus von einem in Kloten im Kanton Zürich entdeckten Mosaikboden und stellt eine eingehende Abhandlung über diesen Fund in Aussicht. Ferner finden sich Anzeigen neuer Werke oder neue Ausgaben von Brockes, König, Weichmann, Postel, Neukirch u. a. darin vor. Aus der Reihe der eingehend besprochenen Erscheinungen seien noch die *Miscellanea Tigurina* mit dem ersten Abdruck von Thomas Platters Lebensbeschreibung und Schilters *Thesaurus altgermanischer Poesie* erwähnt.

Das Journal, das um seines reichhaltigen und gewählten Inhalts willen bald viele Liebhaber zählte, erschien anonym, wurde indessen schon damals Breitinger zugeschrieben. Dass er der wirkliche Herausgeber und nicht bloss Mitarbeiter war, wie an andern Orten angenommen wird, geht aus zahlreichen Stellen seines Briefwechsels mit Sicherheit hervor, so auch aus einem Briefe Bodmers an Zellweger, der folgende Stelle enthält: „Breitinger hat viel Zeit auf die gelehrten Zeitungen zu verwenden, wäre es nichts anders, als sie abzuschreiben und zu corrigiren“¹⁾. Die schweizerischen Nachrichten erhielt Breitinger von verschiedenen Korrespondenten. Die Berichte aus dem Appenzellerland stammen von Zellweger. Zollikofer wusste nichts beizutragen, da in St. Gallen nur Andachtsbücher gedruckt wurden. Aus Bern korrespondierte Altmann; von ihm rührt die Polemik gegen den Theologen Hor-

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 8. Februar 1724. Mskpt. Trogen.

tinus, im 47. Stück her, die dem Herausgeber eine Citation vor den zürcherischen Antistes eintrug. In Luzern wurde das Journal auf die blosse Vorrede hin auf den Index gesetzt. Für die Nachrichten aus dem Ausland excerpierte Breitinger die Leipziger Gelehrten Zeitungen, die Mémoires de Trévoux, die Bibliothèque Française, Anglaise, Germanique, die Mémoires de la Grande Bretagne, das Journal littéraire, das Giornale de Letterati d'Italia, u. a.

Zerwürfnisse des Herausgebers mit dem Verleger machten schon nach dem Abschluss des ersten Jahrgangs die Fortsetzung der Zeitschrift unmöglich. Es erschienen im ganzen 51 Nummern mit 816 Seiten. Den grössten Gewinn brachte das Journal wohl dem Herausgeber selbst, der durch das Unternehmen seine literarischen Kenntnisse um ein Beträchtliches erweiterte. —

Die im zwölften Stück der „Gelehrten Nachrichten“ vom Herausgeber in Aussicht gestellte Erklärung der in Kloten entdeckten Ueberreste eines römischen Landhauses, erschien 1727 in Schelhorns „Amœnitates“¹⁾. Da an der Fundstelle zahlreiche Ziegel mit dem Stempel der XI. und der XXI. Legion zu Tage gefördert wurden, glaubte Breitinger, die Anlage für eine römische Militärstation halten zu müssen. Spätere Forschungen ergaben jedoch, dass die Ziegel aus der römischen Töpferei am Rennweg in Zürich stammten, und Mommsen interpretierte den aufgedruckten Stempel D. S. P. als Doliare Stationis Publici, d. h. Töpferware der Station des Zollamtes²⁾. In eine andere Zeitschrift, den „Thesaurus ecclesiasticus“, der im Jahre 1728 von Johann Kaspar Svicer zu Amsterdam herausgegeben wurde, lieferte er etliche kleinere Beiträge, die indessen nicht von Belang sind. —

Daneben erteilte Breitinger in verschiedenen Familien Privatunterricht, so im Hause des Unterschreibers J. J. Leu und bei dem nachmaligen Bürgermeister Johann Caspar Escher „zum Kindlein“.

¹⁾ „Luculenta commentatio in antiqua monumenta in agro Tigurino nuper eruta.“ Bd. VII, S. 1—74. Ein „Supplementum“ dazu erschien auf Bouhiers Veranlassung im IX. Band. Der X. Band enthält, ebenfalls von Breitinger, einen lateinischen Aufsatz, betitelt „De non nullis lapidibus literatis, romanæ pietatis monumentis, amica disputatio.“

²⁾ Vgl. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Band X, und S. Vögelin, Das alte Zürich, 2. Auflage, Band II, S. 50.

Er selbst arbeitete emsig an seiner Weiterbildung und liess sich durch J. J. Scheuchzer in die Geheimnisse der Mathematik einführen¹⁾. — Im Jahre 1726 starb der eine von Breitingers Zöglingen. Der Verlust des hoffnungsvollen Schülers ging ihm sehr zu Herzen, und da eine unversehens über ihn selbst hereingebrochene Krankheit ihm unfreiwillige Musse verlieh, brachte er seine Empfindungen zu Papier. So entstand die nachmals im Druck erschienene Trostschrift an das woladeliche Eschersche Haus zum Kindlein²⁾. Es ist eine anspruchslose Nachahmung von Opitzens Trostschrift an Herrn David Müller, die nichts weiter bezweckte, als der aufrichtigen Trauer des Verfassers Ausdruck zu geben. Sie wurde gegen seine Absicht gedruckt und brachte ihm in der Folge viele Unannehmlichkeiten, da sie von zelotischen Geistlichen unbegreiflicher Weise als gefährliche Schrift verschrien wurde.³⁾ Anstössig mag vielleicht für jene Zeit die Stelle gewesen sein, wo Breitinger die Ansicht äussert, dass Newton, der wie ein Genius aus einer andern Welt die Gesetze, die den Erdball regieren, erkenne, im stande sei, den Schöpfer dieses glorreichen Werkes andächtiger und vernünftiger zu lieben, „als der übrige Hauffen dieser gebückten Seelen, die die Werke des Schöpfers mit einem dummen Staunen angaffen“. Dass eine solche Aeussderung Aergernis hätte erwecken können, wäre zu einer Zeit, da man öffentlich zu Copernicus und Galilei sich nicht bekennen durfte, nicht unmöglich gewesen.

¹⁾ „(Breitinger) ist beschäftigt, bey Herrn Dr. Scheuchzer die arbeitsame Mathematic zu lernen. Er hat täglich drey stunden, einen Consularischen Enkel und 2 stunden einen andern patricius zu unterweisen.“ Bodmer an Zellweger, 8. Februar 1724. Mskrpt. Trogen.

²⁾ „Trost-Schrift an das über dem frühezeitigen Ableben Joh. Caspar Eschers, in Traur gesetzte Woladeliche Eschersche Hauss zum Kindlein; abgefasst von J. J. B. — Nihil ultra nervos atque cutem mosti concesserat atræ. Horatius Od. Lib. I, 28. (Vignette.) Zürich 1726.“

³⁾ Vgl. Rathlef, Geschichte jetztlebender Gelehrten, IV. Teil, S. 415.

IV. Die Abhandlung von der Einbildungskraft.

Nach dem Abschluss der Diskurse hatten sich die beiden Herausgeber besonderen Gebieten zugewendet. Breitinger war mit Persius und den Gelehrten Zeitungen vollauf beschäftigt, und Bodmer hatte sich in das Studium der englischen Sprache und Litteratur vertieft und dabei die bedeutungsvolle Uebersetzung von Miltons Verlorenem Paradies hervorgebracht. Daneben betrachteten jedoch beide das mit den Malerdiskursen begonnene Unternehmen keineswegs für abgeschlossen. Sie beabsichtigten zunächst, eine neue moralische Wochenschrift unter dem Titel „Der Fantast“ herauszugeben und schon war durch das Angebot eines Leipziger Buchhändlers der Verlag gesichert; dann aber traten wieder andere Pläne in den Vordergrund und verhinderten die Ausführung.

Wäre die neue Wochenschrift wirklich zu stande gekommen, so hätte sie sich von den Diskursen wohl darin unterschieden, dass den litterarisch-ästhetischen Abhandlungen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre; denn inzwischen war auch bei Breitinger das Interesse für die neuere Litteratur erwacht. Beide Freunde waren zu der Ueberzeugung gelangt, dass die deutsche Litteratur ihrer Zeit im Argen liege und einer Reform dringend bedürftig sei, und weil die in den Diskursen hierüber geäußerten Ansichten in Deutschland Beifall gefunden hatten, wandelte sie nun die Lust an, „die Critik der deutschen Poesie mit einigem Ernst und Fleisse vorzunehmen.“¹⁾ Richtigere Begriffe vom Schönen in der Dichtkunst zu verbreiten, erschien ihnen jetzt als ihre deutlich vorgezeichnete Bestimmung, und diese Erkenntnis führte zur Entstehung

¹⁾ Bodmer, Nachrichten vom Ursprung und Wachstum der Kritik bei den Deutschen (1753).

jener theoretisch-kritischen Werke¹⁾, die um die Mitte des letzten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit des ganzen litterarischen Deutschlands auf Zürich lenkten. Die umfangreichen Abhandlungen bilden in ihrer Gesamtheit das Resultat gemeinschaftlicher Studien der Verfasser auf dem Gebiete der poetischen Theorie, den Niederschlag eines während zwanzig Jahren beinahe täglich sich erneuernden regen Gedankenaustausches. Breitinger ist darin so unauflöslich mit Bodmer verbunden, dass es nicht möglich ist, von der Thätigkeit des einen zu sprechen, ohne auch den andern eingehend zu berücksichtigen.

Ueber die Entstehung der Werke giebt eine fragmentarisch erhaltene Korrespondenz, die neben dem mündlichen Verkehr herging, vielfach erwünschten Aufschluss. Breitinger erscheint darin im Besitze jenes charakteristischen Systematisierungsvermögens, das ihn im Verein mit seiner gründlichen philologischen Bildung und seinem bedeutenden Darstellungstalente zum Ausbau der gefundenen Theorien vorzüglich geeignet machte. Bodmer war das erfinderische, originelle und unablässig anregende Element in der Allianz. Er sorgte für die Erreichung einer gewissen Korrektheit des Ausdrucks, wozu ihn hinwiederum eine grössere Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache mehr als den lateinisch dozierenden Professor der Philologie befähigte. Die ausgearbeiteten wie die erst entworfenen Abschnitte wanderten hin und her, begleitet von Vorschlägen für die Fortführung. Oft lieferte der einen Gedanken, der andere die Form. Bodmer war auch der Verleger und bemühte sich als solcher um eine sorgfältige typographische Ausstattung.

Das Gefühl eines gemeinsamen Verdienstes musste in den Freunden selbst schliesslich den Wunsch erwecken, Hand in Hand vor das Publikum zu treten. Gewöhnlich schrieb daher der eine

¹⁾ Sie sind in neuerer Zeit mehrfach Gegenstand eingehender Untersuchungen geworden. Beinahe gleichzeitig erschienen Servaes, *Die Poetik Gottscheds und der Schweizer*, 1887, in den *Strassburger Quellen und Forschungen*, Heft 60, und Braitmaier, *Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing*, Frauenfeld 1888 und 1889. Zu diesen Arbeiten ist die ausführliche Rezension von Seuffert in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*, 1890, I, 24 ff. und der letzte Abschnitt von Baechtolds *Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz* zu vergleichen.

die Vorrede zum Werke des andern, und vereinigt erschienen alsdann die Namen beider auf dem Titelblatte. Wenn man schon zu Lebzeiten von Bodmer und Breitinger im Ungewissen sein konnte, welche von den einzelnen Werken dem einen und dem andern zuzuschreiben seien, wozu in späteren Jahren die getrübt Erinnerung der alternden Verfasser nicht wenig beitrug, wird man sich kaum wundern, dass in die Bodmer-Breitinger-Bibliographie viele Unrichtigkeiten sich eingeschlichen haben. Meistens kam Breitinger dabei zu kurz, da Bodmer, dessen Produktion sich ins Ungemessene steigerte, auch auf dem Gebiete der gemeinsamen theoretischen Thätigkeit das Hauptverdienst zugeschrieben wurde. Die meisten dieser Irrtümer sind nun durch das sorgfältige und vollständige Verzeichnis in Baechtolds Litteraturgeschichte (Anm. S. 172 u. ff.) berichtigt worden; für die vorliegende Abhandlung bleibt indessen die Aufgabe übrig, innerhalb der gemeinsam verfassten Schriften den Anteil zu bestimmen, der jedem einzelnen der beiden Genossen zukommt.

Eine sichere Ausscheidung im besonderen ist allerdings nicht immer möglich, es wäre denn, dass die Manuskripte der Werke, die als verschollen angesehen werden müssen, zum Vorschein kämen. Nach sprachlichen oder stilistischen Merkmalen mit Sicherheit zu entscheiden, geht deshalb nicht an, da Breitinger, der sich seiner Inferiorität in formaler Hinsicht bewusst war, in der endgültigen Bestimmung des sprachlichen Ausdrucks seinem Freunde schrankenlose Freiheit liess. Die Entscheidung nach innern Gründen jedoch wird dadurch erschwert, dass diese Werke in noch viel höherem Grade als die Diskurse „die Frucht einer vertrauten Konversation“ sind. Ein zuverlässiges Kriterium namentlich für die Hauptwerke der beiden Zürcher ist dagegen neben der übrigen Korrespondenz der noch unbenutzte Briefwechsel zwischen Bodmer und Breitinger aus der Zeit ihres gemeinsamen Schaffens.

Die Thätigkeit Breitingers auf dem Gebiete der poetischen Theorie und Kritik beginnt mit der Abhandlung vom Einfluss und Gebrauche der Einbildungskraft¹⁾, welche 1727

¹⁾ Von dem Einfluss und Gebrauche der Einbildungskraft; zur Ausbesserung des Geschmackes; oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen worinne die ausserlesenste Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründtlicher Freyheit beurtheilt werden. Franckfurt und Leipzig 1727 (mit dem Nebentitel: Vernünftige Gedanken und Urtheile von der Beredtsamkeit).

anonym und mit den fingierten Angaben „Franckfurt und Leipzig“ erschien. Der Untersuchung ist als Vorrede und Widmung ein mit den Initialen J. B. J. B. unterzeichnetes Schreiben an den Philosophen Christian Wolff in Marburg vorangestellt.

Poesie und Beredsamkeit, heisst es da, müssen ebensogut wie die übrigen Künste, auf philosophischer Grundlage aufgebaut werden. Der in Deutschland herrschende elende Geschmack rühre davon her, dass die meisten Poeten die Philosophie verachten, statt der Logik rhetorische Figuren verwenden und ihre Urteile aus Büchern statt aus der Natur schöpfen. Auch die Kritik liege im Argen und werde von persönlicher Gunst und Missgunst regiert. Der Verfasser habe sich deshalb entschlossen, zur Beförderung parteiloser Kritik alle Teile der Beredsamkeit zu untersuchen, um die Ursachen des Ergötzens, das gute, und des Missfallens, das schlechte Schriften hervorbringen, zu entdecken und sichere Grundsätze und Regeln für die Beurteilung zu gewinnen. Die vorliegende Abhandlung bilde den ersten Abschnitt des auf fünf Teile berechneten Werkes. Der zweite werde vom Geistreichen und Scharfsinnigen, der dritte vom guten Geschmack, der vierte von den Gattungen der Dichtkunst und der fünfte endlich vom Erhabenen handeln. Alle Teile sollen mit Beispielen aus den bekanntesten deutschen Poeten belegt werden, sodass das Werk zugleich eine vollständige Kritik der deutschen Litteratur enthalte.

Das ganze in der vorliegenden Gestalt zwar noch höchst unklare Programm bildete die Grundlage für eine systematische Durchführung des in den Diskursen begonnenen kritisch-theoretischen Werkes und lag, wie aus einem Briefe von Zellweger an den Historiker Lauffer in Bern hervorgeht¹⁾, schon 1726, also lange vor Gottscheds Dichtkunst, vollständig vor.

Der ausgeführte erste Teil behandelt in dreiundzwanzig Abschnitten das Wesen der Einbildungskraft und ihren Einfluss auf die Beschreibungen in der Dichtkunst. Im Anschluss an Wolff definiert der Verfasser die Einbildungskraft als das rein rezeptive und zugleich reproduktive Vermögen, empfangene Eindrücke im Geiste festzuhalten und bei jeder Gelegenheit wieder hervorzu-

¹⁾ Zellweger an Lauffer, 12. Januar 1727. Mskript. Trogen.

bringen. Dichter und Maler bedürfen in gleichem Masse einer reichen Einbildungskraft; denn sie verfolgen den nämlichen Zweck, durch die Aehnlichkeit ihrer Gemälde zu ergötzen. Beide haben die gleiche Lehrmeisterin, die Natur; verschieden sind sie jedoch in der Wahl ihrer Mittel, durch die dem Dichter ein ungleich grösseres Gebiet als dem Maler erschlossen ist. Die Dichtkunst vermag auf alle Sinne zu wirken, die Malerei nur auf das Auge, und hierin wird sie schon von der Bildhauerkunst übertroffen, die auch noch auf den Tastsinn einwirken kann (nach dem Spectator). Der Parallelismus zwischen Malerei und Dichtkunst war schon in den „Diskursen“ betont worden und kehrt ausführlicher im ersten Kapitel der „Kritischen Dichtkunst“ wieder. Der Verfasser erkennt richtig die Ueberlegenheit der Poesie gegenüber der Malerei, doch ist ihm von den Vorzügen der bildenden Kunst in der Darstellung des Koexistierenden noch nichts bekannt.

Die Elemente der Dichtkunst, führt die Abhandlung weiter aus, sind die Beschreibungen, die genau, anschaulich und deutlich sein müssen; aber es wird nicht mehr wie in den Diskursen sklavische Nachahmung der Natur gefordert, sondern die Verknüpfung der Hauptumstände und die Unterdrückung alles Nebensächlichen. — Das Ergötzen, das ein poetisches Gemälde verursacht, rührt nicht vom Gegenstande selbst her sondern von der Empfindung der Aehnlichkeit des Abbildes mit seiner Vorlage, weshalb auch die Beschreibung eines an sich hässlichen Dinges angenehm erregen kann. Andererseits wird das Ergötzen geringer, wenn der Dichter unbekannte Gegenstände schildert, weil dabei dem Leser die Möglichkeit benommen ist, die Aehnlichkeit von Abbild und Urbild zu prüfen.

Den theoretischen Ausführungen der Schrift schliesst sich die kritische Untersuchung von Beschreibungen der bekanntesten deutschen Poeten auf Grund der gewonnenen Regeln an. Zur Vergleichung werden auch die fremden Litteraturen, namentlich die antike, herangezogen. Zuerst bespricht der Verfasser poetische Gemälde von Vorgängen in der Natur, dann folgen Beschreibungen von Seelenzuständen, Leidenschaften und Charakterbilder. Auf diesem Gebiete besitzt die Dichtkunst schrankenlose Gestaltungskraft. Während die Malerei seelische Vorgänge nur soweit zur Dar-

stellung bringen kann, als sie sich durch sichtbare Merkmale in Geberde oder Gesichtsausdruck kennzeichnen, vermag die Dichtkunst sie in ihrer ganzen Entwicklung zu zeigen. Ungestümer als in Geberde und Mienenspiel äussert sich der Affekt in der Sprache, die bei jeder Leidenschaft eine besondere ist. Um diese wahrheitsgetreu wiedergeben zu können, muss der Dichter vermöge seiner Einbildungskraft im stande sein, sich selbst in den zu schildernden Zustand zu versetzen.

Die Charakterzeichnung rühmt der Verfasser als eines der vornehmsten Gebiete der Poesie; aber gerade hierin findet er die deutsche Dichtung so arm, dass er seine Beispiele vorwiegend fremden Litteraturen entnehmen muss. Neben Theophrast und seinem Erneuerer Labrüyère, neben Horaz und Plautus werden hauptsächlich Shaftesbury und die Herausgeber des *Spectators* als Meister des charakterisierenden Stils gepriesen. Die Verschiedenheit des Personalcharakters ist von Erziehung, Erfahrung, Umgang und Glück abhängig. Da die Neigungen eines Menschen mit den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung gewöhnlich nicht übereinstimmen, wird er früh gezwungen, vor der Welt eine Larve anzunehmen. Dies macht die Kunst der Charakterzeichnung, die der Verfasser eindringlich empfiehlt, besonders schwer.

Den letzten Abschnitt widmet er dem poetischen Enthusiasmus, der den Dichter aus der Wirklichkeit emporhebt und prophetische Blicke in die Zukunft thun lässt.

Das Bemerkenswerteste an der Abhandlung ist das treffende litterarische Urteil, das mit geringen Ausnahmen dem heute gültigen entspricht. Die Beschreibungen von Lohenstein, Hoffmannswaldau, Neukirch und Postel werden durchwegs als matt und geschmacklos getadelt. Günther, der zu früh verstorbene, hat, wie der Verfasser bemerkt, die Unnatur der herrschenden Richtung noch rechtzeitig eingesehen. In der Darstellung des Affektes versuchten sich König und Besser mit Geschick. Letzterer ist deshalb weniger wirksam, da in seinen Dichtungen der Poet zu viel, die Leidenschaft selbst aber zu wenig zum Worte kommt. Schwach und kindisch sind Amthor und Pietsch, deren Trauergedichte ans Possenhafte streifen. Glücklicher ist Gryphius, der die Sprache der Leidenschaften nahezu getroffen hat. Reichliches Lob erhält

Opitz, der Vater der deutschen Poesie, ebenso Canitz und, wenn auch mit Einschränkung, Brockes, dem nach heutigem Geschmack zu viel Ehre erwiesen wird, während Flemming im Hinblick auf das kühle Lob, das der Verfasser ihm spendet, nicht völlig gerecht beurteilt erscheint. Einmal wird sogar Fischart als „der grosse Poet des sechszehnten Jahrhunderts“ rühmend hervorgehoben. Dem Verfasser entgeht die Trivialität und Inhaltslosigkeit der zeitgenössischen Dichtung nicht, und er dringt nachdrücklich auf Verinnerlichung und grössere Natürlichkeit im Anschluss an die leuchtenden Vorbilder der Alten.

Das Buch ist im wesentlichen nur eine weitere Ausgestaltung der entsprechenden Partien der Diskurse. Gegenüber diesen macht sich indessen eine bedeutend vermehrte Litteraturkenntnis und ein zutreffenderes Urteil bemerkbar. Einen namhaften Fortschritt bedeutet die neue Auffassung, dass nicht peinlich genaue Nachahmung der Natur das Wesen der Dichtkunst ausmache sondern die geschickte Verbindung der Hauptumstände, die allein schon hinreichend seien, gleiche Begriffe und Empfindungen wie das Original hervorzurufen. Die Weiterbildung dieses Gedankens führte in der Kritischen Dichtkunst dann zu der Lehre von der „abstractio imaginationis“. Ein Vorzug der Schrift liegt auch in der Forderung grösserer Anschaulichkeit durch das Mittel der poetischen Malerei; indessen rief hinwiederum die allzu eifrige Betonung dieses Prinzips einer Hauptschwäche der Theorie, der einseitigen Befürwortung der beschreibenden Poesie, welcher Gebiete zugewiesen werden, die der bildenden Kunst zukommen.

Die Abhandlung von der Einbildungskraft ist eine Frucht der Verbindung von Bodmer und Breitinger, wie schon aus den Initialen J. B. J. B., mit denen die Widmung an Wolff unterzeichnet ist, deutlich hervorgeht. Gerade bei diesem Werke ist jedoch das spezielle Eigentum der beiden Freunde so eng verbunden, dass es schwer hält, den Anteil jedes einzelnen auszuscheiden. Die Schrift knüpft an die kritisch-theoretischen Abschnitte der Diskurse an, und da diese ausschliesslich von Bodmer stammen, so scheint zum voraus festzustehen, dass der Hauptanteil an dem neuen Werke ihm zukomme.

Die Korrespondenz mit Zellweger in Trogen, die für die Ent-

stehungsgeschichte der frühern wie der spätern Werke wichtige Aufschlüsse erteilt, lässt uns gerade für diese Zeit im Stich, da die meisten hieher gehörenden Briefe nicht mehr vorhanden sind. Ausgiebiger sind dafür etliche Briefe von Heinrich Meister, der damals als französischer Prediger an der Hugenottengemeinde in Bayreuth wirkte. Meister hatte bei einem Besuche in Zürich die Schrift kennen gelernt und machte nun, nach Bayreuth zurückgekehrt, auf Grund eines genauern Studiums des Buches, einige sehr treffende Bemerkungen über dessen Stil. Der Brief¹⁾ ist an Breitinger gerichtet, und die Abhandlung von der Einbildungskraft wird darin ihm zugeschrieben. Allerdings fügt Meister am Schluss hinzu: „Vous voyez bien que tout ce que je viens de vous dire regarde aussi bien notre ami Bodmer que vous, je suppose que vous lirez ma lettre l'un et l'autre“. Wenn man aber hinzunimmt, dass Meister auch in der Folge nur in den an Breitinger gerichteten Briefen sich über die Abhandlung verbreitet, während er sie in den gleichzeitigen Briefen an Bodmer kaum erwähnt, dass Meister ferner die in der Leipziger Gelehrten Zeitung erschienene Besprechung an Breitinger sendet und von einem durch die Schrift veranlassten impertinenten Briefe Gottscheds abermals Breitinger Nachricht giebt, so erscheint als sicher, dass Meister, der kurz zuvor in Zürich gewesen war und daher den Sachverhalt kennen musste, Breitinger für den wirklichen Verfasser der Abhandlung hält.

Ein direktes Zeugnis hat uns Bodmers Freund und Nachfolger auf dem Lehrstuhl für vaterländische Geschichte, Professor Hans Heinrich Füssli (1745—1832), hinterlassen, der in den handschriftlichen Materialien zur Fortsetzung seiner begonnenen Bodmer-Biographie²⁾ bezeugt, Bodmer selbst habe die Schrift ganz seinem Freunde Breitinger zugeschrieben.

Nach diesen Angaben muss wohl entgegen der bisherigen Auffassung angenommen werden, dass Breitinger der eigent-

¹⁾ Meister an Breitinger, 11. Oktober 1727. Mskrpt. Zürich.

²⁾ Der vielversprechende Anfang der Biographie erschien im Schweitzerischen Museum, Bd. 1—3 (1783 u. ff.), eine Fortsetzung dazu im Neuen Schweiz. Museum, 1. Jahrg. 801 u. ff. (1794). Das Manuskript und die Materialien zur weiteren Fortführung der Biographie befinden sich auf der Stadtbibliothek Zürich.

liche Verfasser der Abhandlung von der Einbildungskraft ist; aber als ebenso sicher erscheint im Hinblick auf die entsprechenden Abschnitte in den Diskursen, dass der intellektuelle Urheber Bodmer ist. Für das Verhältnis zwischen Bodmer und Breitinger ergibt sich daraus, dass nicht erst im folgenden Decennium, sondern schon jetzt für den systematischen Ausbau der ästhetischen Theorie Breitinger in den Vordergrund tritt.

Der Erfolg dieses ersten anonymen Versuchs war keineswegs geeignet, die Verfasser zu einer Fortsetzung des begonnenen Werks zu ermutigen. In der eigenen Heimat und selbst in den Kreisen der vertrautesten Freunde fand das zum voraus als müssig betrachtete Unternehmen nur ein mitleidiges Lächeln. An Lauffer in Bern schrieb Zellweger, der doch mit den Zürchern aufs engste befreundet war: „Je m'étonne, moy, que des Zurichois, et encore des Zurichois qui par leur style affecté et artificiel ont gâté leurs meilleures Pensées dans les discours des Peintres, et qui ont par conséquent gagné fort peu de Gloire et de Crédit dans le Public, je m'étonne, dis-je, que ces Messrs entreprennent des ouvrages de cette nature et prétendent s'ériger en arbitres de la langue allemande et je suis persuadé qu'un bel Esprit Zurichois passera pour un monstre in Rerum natura“ ¹⁾. Und Meister, der seit Jahren in Deutschland lebte, schrieb an Bodmer nach dem Erscheinen der „Anklagung des verderbten Geschmacks“, man könne ihm zwar das Recht der Kritik nicht absprechen; aber den Stil der Deutschen vermöge er nicht zu reformieren, denn mit solchem Bestreben mache er sich nur lächerlich, da ihm eine genauere Kenntnis der deutschen Schriftsprache abgehe. „Une seule expression déplacée ou prise à contre sens vous expose à la raillerie et au mépris des lecteurs Allemands trop irrités sans cela contre vous“ ²⁾. Wenn er es nicht unterlassen könne, öffentlich zu kritisieren, so solle er wenigstens lateinisch schreiben.

Günstiger lautete das Urteil in gewissen Kreisen, in denen im Stillen sich schon eine Opposition gegen Gottsched gebildet hatte. Von einem Besuche in der litterarischen Gesellschaft, die

¹⁾ Zellweger an Lauffer, 12. Januar 1727. Mskrpt. Trogen.

²⁾ Meister an Bodmer, 20. April 1729. Mskrpt. Zürich.

sich jeden Dienstag in Leipzig versammelte, erzählt Meister, die Mitglieder dieser Gesellschaft, zu denen auch Rabener gehöre, urteilen äusserst günstig über die kritischen Schriften der Zürcher. Diese seien die Helden des Tages, und Gottsched stehe in jenem Kreise durchaus nicht in grossem Ansehen. Viele würden mit Freuden von ihm abfallen. Bodmers unbarmherzige Kritik der Tadlerinnen und des Patrioten wurde mancherorts in Deutschland mit geheimer Schadenfreude aufgenommen.

V. Erste Lehrthätigkeit.

Von dem auf fünf Bände berechneten theoretischen Werke der beiden Zürcher kam vorläufig nicht mehr als der erste zur Ausführung. Dann traten für Breitinger während etlicher Jahre Arbeiten, die in engem Zusammenhang mit seinem geistlichen Berufe standen, in den Vordergrund des Interesses. Auf die Anregung eines hochgestellten Gönners, des nachmaligen Bürgermeisters Johann Kaspar Escher, in dessen Hause er den Privatunterricht der Kinder leitete, unternahm es Breitinger, eine neue Ausgabe der Septuaginta zu besorgen. Dem verdienstvollen Werke, das in den Jahren 1730 bis 1732 in vier Quartbänden erschien¹⁾, legte er die alexandrinische Handschrift in der vortrefflichen, aber sehr seltenen und teuren Ausgabe von Grabe zu Grunde und ergänzte sie durch die Lesarten des vatikanischen Codex. Den Text begleitete er durch eigene Noten und durch die Vorreden und Prolegomena der früheren Herausgeber Nobilius, Grabe und Bos. An der Vollendung eines fünften Bandes, welcher verschiedene Abhandlungen über die Septuaginta, ferner die Lesarten des von Breitinger entdeckten Codex Tigurinus Psalmorum purpuratus enthalten sollte, hinderte ihn seine inzwischen erfolgte Anstellung am zürcherischen Carolinum. Trotz ihres unbestrittenen praktischen Wertes können die vier erschienenen Bände als selbständige

¹⁾ „Vetus Testamentum ex versione septuaginta interpretum, olim ad fidem codicis manuscripti alexandrini summo studio et incredibili diligentia expressum emendatum ac suppletum a Joanne Ernesto Grabe S. T. P., nunc vero exemplaris vaticani aliorumque mss. codd. lectionibus var. nec non criticis dissertationibus illustratum insigniterque locupletatum. Summa cura edidit Joannes Jacobus Breitingerus. — Tiguri Helvetiorum ex officina Jo. Heideggeri et Soc.“ Band I und IV 1730, Band II 1731, Band III 1732.

wissenschaftliche Leistung kaum in Betracht fallen, da sie gegenüber der Grabe'schen Ausgabe, deren Fehler Breitinger gewissenhaft mit hinüber nahm, keinen nennenswerten Fortschritt bedeuten.¹⁾

Mit der Geschichte dieser Bibelausgabe ist auch Bodmers Name verknüpft. Die kostspielige Drucklegung des Werkes wäre wohl kaum möglich gewesen, wenn nicht Bodmer, der durch seine Verheirathung mit der begüterten Esther Orell in günstige finanzielle Verhältnisse gekommen war, dem Verleger Heidegger beträchtliche Summen vorgestreckt hätte. Fortgesetzte Verdriesslichkeiten, die ihm und Breitinger aus dieser Verbindung erwachsen, bestimmten ihn jedoch, mit der schon längst beabsichtigten Gründung einer eigenen Druckerei endlich Ernst zu machen und das Bibelwerk in eigenen Verlag zu nehmen. Die so entstandene Orell'sche Offizin, die ihren Namen von einem mitbetheiligten Neffen Bodmers erhielt, legte den Grund zu jener heute noch blühenden Buchdruckereigenossenschaft „Orell, Gessner und Füssli“, von welcher der junge Goethe 1772 in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen urtheilte, dass sie „bisher der wahren Litteratur mehr Dienste gethan habe, als der halbe Buchhandel Deutschlands.“²⁾

Nach mehr als zehnjährigem Warten erhielt Breitinger durch Vermittlung seines einflussreichen Gönners endlich eine feste Anstellung in seiner Vaterstadt. Am 25. Mai 1731 wurde ihm die Professur der hebräischen Sprache am Collegium humanitatis übertragen. Das Konventsprotokoll giebt über die Wahl folgende Auskunft: „Die Professur Linguae Hebr. in Collegio humanitatis erhielt Herr Johann Jakob Breitinger, Exspectant 10 Jahr, genamset von Herrn Seckelmeister Escher und einhellig bestätigt.“³⁾

Breitinger war der dritte aus der Gesellschaft der Maler, der in den Lehrkörper des zürcherischen Gymnasiums aufgenommen wurde. Schon seit 1725 wirkte Bodmer zunächst als Vikar und hernach als Inhaber der Professur für vaterländische und politische Geschichte an der Anstalt, und der Unterricht in

¹⁾ vgl. J. Wackernagel a. a. O. S. 23.

²⁾ Frankfurter Gel. Anz. 1772. Seufferts Litteraturdenkmale 7 und 8, 505 u. f. Vgl. dazu Hans Bodmer a. a. O. 28, a 1.

³⁾ Acta Senatus Scholastici, Tom XV, Mskr. Staatsarchiv Zürich.

Latein und Griechisch lag in den Händen von Breitingers Schulkamerad J. C. Hagenbuch. Dieser hatte die Schwenkung zur freieren Philosophie nicht mitgemacht; er war der Philologie treu geblieben und hatte es wohl dem Umstand zu verdanken, dass er vor Breitinger zum Lehramt berufen wurde.

Seine Inauguralrede „*De lingua Deo familiari et quasi vernacula praecipuisque ejus virtutibus*“ hielt Breitinger am 29. August 1731. Als jüngst gewählter Professor wurde er zum „*Lector canicularis*“ bestimmt und musste als solcher während der Sommerferien (*feriae caniculares*) der studierenden Jugend wöchentlich Vorträge halten. Als Stoff hiefür wählte er den Brief des jüngeren Plinius über die Christen, mit dem Reskript des Kaisers Trajan.

Im Sommer 1731 riss der Tod innerhalb weniger Monate drei Professoren mitten aus ihrem Amte hinweg, und Breitinger erhielt infolge der dadurch verursachten Verschiebungen schon drei Monate nach seiner ersten Anstellung zu dem Lehrauftrag für hebräische Sprache am untern Collegium auch noch denjenigen am Carolinum, so dass er nun den gesamten Hebräisch-Unterricht in Zürich zu erteilen hatte. Als Besoldung wurde ihm von der Behörde zugesprochen: „aus dem Obmannamt 3 Mütt Kernen, 3 Eimer Wein, 70 Pfund, aus dem Studentenamt 3 Mütt Kernen, 3 Eimer Wein, 64 Pfund, aus dem Amt Fraumünster 6 Mütt Kernen, 2 Eimer Wein, 26 Pfund“¹⁾. — Vom November 1732 an bekleidete er während eines ganzen Decenniums das Aktuariat der Verordneten zur Lehr und füllte im Verlaufe dieser langen Zeit einen starken Folioband mit seiner sorgfältigen Handschrift. Das Protokoll enthält sämtliche Promotionen, die Liste der alljährlich verteilten Bücher, die Resultate der Prüfungen im Frühling und Herbst und im Anschluss daran das Verzeichnis der Schüler, hinter deren Namen der Aktuar die bedeutungsvollen Wörtchen „*promotus*“ oder „*bleibt sitzen*“ mit grösster Gewissenhaftigkeit aufzeichnete. — Im folgenden Jahre wurde ihm auch das Inspektorat über die Austeilung der „vier Brote“ übertragen. Es betrifft dies eine aus der Reformationszeit stammende Stiftung, aus deren Er-

¹⁾ Acta Senatus Schol., Tom. XV. Mskr. Staatsarchiv Zürich.

tragnis wöchentlich im Almosenamt „zu den Augustinern“ unter der Aufsicht des Inspektors an 26 Stipendiaten vier Brote und zwei Schillinge verabfolgt wurden.

Für den erkrankten Professor Rudolf Lavater übernahm Breitinger im Jahre 1735 zu seiner hebräischen Professur vikariatsweise noch den Lehrstuhl für Logik und Rhetorik am Collegium humanitatis, den er nach sechsjähriger Stellvertretung Ende 1740 endgültig erhielt. Dadurch wurde er nun allerdings von der Schule so stark in Anspruch genommen, dass Bodmer wehmütig an Zellweger berichtete, er habe Breitinger und dieser sich selbst im Schulstaub verloren. „Er ist in einen karren gespannt, der ihm keine Rast noch Ruhe lässet.¹⁾ Er ist nicht sein eigener Mann, sondern der Schule, der Logik und der hebräischen Sprach. Mithin ist er mehr Mitleidens als Zornes würdig.“²⁾

Der Schule widmete Breitinger in diesen Jahren seine volle Kraft und richtete dabei sein Augenmerk namentlich auf die Verbesserung der Schulbücher. Im Auftrag der Schulbehörden verfasste er mit Hagenbuch und einem andern Kollegen eine lateinische Schulgrammatik, die nach Beseitigung unbedeutender Anstände vor der Censur an Stelle des veralteten „Manuductors“ von Gotthard Heidegger als Schulbuch eingeführt wurde. — Auch seine Erfahrungen im Unterricht in der hebräischen Sprache verarbeitete er in einer besondern Schrift³⁾ und suchte durch praktische Vorschläge den Schülern das schwierige Studium möglichst zu erleichtern.

Auf dem Gebiete der Logik herrschte in zürcherischen Gelehrtenkreisen noch durchwegs die starre scholastische Auffassung, wie sie aus dem siebzehnten Jahrhundert herübergekommen war. Als Breitinger nun nach neuer Methode zu dozieren begann und sein System in einem besondern Leitfaden⁴⁾ niederlegte, stiess er

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 26. Dezember 1734. Mskr. Trogen.

²⁾ Bodmer an Zellweger, 13. Februar 1735. Mskr. Trogen.

³⁾ „Brevis de idiotismis sermonis hebraei commentarius“ etc. Zürich 1737 bei Heidegger, 8°, 8 Bogen.

⁴⁾ „Artis cogitandi principia ad mentem redentiorum Philosophorum compendio exhibita atque in usum privatae Institutionis concinnata.“ Zürich 1736 bei Orell & Co. (Bodmers Verlag). — Eine Besprechung findet sich in der „Helvet. Bibliothek“. Stück IV, S. 189 ff.

auf heftigen Widerstand. Die Gewährsmänner, die er in seiner Schrift zu Rate zieht, sind Locke, de Crousaz, Buffier, Thümming, und vor allem Wolff. Der alten Dialektik, jener bloss mechanischen Fertigkeit, gedankenlos mit angelernten Phrasen von allem weitläufig zu schwatzen, rückt er scharf auf den Leib. Als Urquell aller Beredsamkeit anerkennt er allein das Wissen. Sein erbittertster Gegner war Chorherr Heinrich Hirzel, der mit seiner Polemik den persönlichen Zweck verfolgte, Breitinger zu verdrängen und den Lehrstuhl der Logik seinem eigenen Sohne zuzuwenden. Der Streit wurde auf beiden Seiten mit grösster Heftigkeit geführt, und trotzdem der Senat, der sich ins Mittel legen musste, zu Gunsten der alten Schule entschied, trat Breitinger, unterstützt von den einsichtsvolleren Lehrern und namentlich von dem trefflichen Theologen Zimmermann, immer energischer für seine Ueberzeugung ein, bis er schliesslich siegreich durchdrang. Bodmer berichtet darüber an Zellweger¹⁾: „Der Erdbeben, der allda verspühret worden, bedeutet ohne Zweifel Aenderung im Regiment und Fall grosser Sparter. Hier ward er auch verspührt und bedeutet hier fall der alten Logick und Regis Latini.“²⁾

Breitinger befand sich damals noch in anderer Hinsicht in einer bewegten Zeit; denn er ging auf Freiersfüssen. Im Herbst 1735 verlobte er sich mit Esther Schinz, einer Bäckerstochter „auf Dorf“ und wurde am 25. Oktober von seinem Bruder Heinrich in Uster mit ihr getraut. Ueber Breitingers Familienleben liegen keinerlei eigene Angaben vor; wir sind hier wiederum auf das wenige angewiesen, was Bodmer in seiner Korrespondenz darüber berichtet. Diesem passte die Heirat seines Freundes nicht recht; er sah darin nur eine neue Verzögerung der gemeinsamen Arbeiten. Mit un verhohlenem Unmut schreibt er an Zellweger: „Ihr könnet nicht glauben, wie jung und närrisch er (Breitinger) mit seiner Braut thut. Ich fürchte, wenn er so freygebig von seinem Liebes-Stock austheilet, dass er ihn vor der Zeit erschöpfen werde, wann seine liebste gedencken wird, er sey unerschöpflich.“³⁾ Und einige Zeit

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 24. Juni 1736. Mskr. Trogen.

²⁾ Breitingers Widersacher, Chorherr Hirzel.

³⁾ Bodmer an Zellweger, 1735. Mskr. Trogen.

später berichtet er, Breitinger habe nun sein eheliches Versprechen vollzogen und führe seit dem Herbst eine eigene Haushaltung „solus cum sola“. „Es ist eine parthy von 7000 Gulden. Die person ist von verträglichem humor, artig und aufmerksam. Ich glaube, Ihr könntet euch mit einem Weibesbilde von gleichmässiger Gemüthsart nicht übel bequemen. Jedoch wenn ihr die gabe der Enthaltung empfangen habet, so thut ihr meines Wissens weit besser, wenn ihr davon bleibet. Ich wünschte, dass Herr Professors Wercke durch diese neue Occupation nicht allerdings ins stecken geriethen.“¹⁾

Nach seiner Verehelichung verliess Breitinger das elterliche Haus „zum Hirschhörnlein“ und bezog jenseits der Limmat in einem der zum Grossen Münster gehörenden Chorherrenhäuser an der obern Kirchgasse²⁾ seine Amtswohnung in unmittelbarer Nachbarschaft des „Konstanzeramthauses“, in welchem zwanzig Jahre später Wieland seine Zöglinge unterrichtete.

Durch Bodmers Thätigkeit auf dem Gebiete vaterländischer Geschichtsforschung wurde auch Breitinger zu ähnlichen Studien angeregt.³⁾ Schon 1727 hatten die beiden Freunde eine historische Gesellschaft gegründet, von deren erspriesslicher Thätigkeit eine Reihe vortrefflicher Arbeiten Zeugnis ablegt.⁴⁾ Zur Einführung in das noch wenig bebaute Gebiet der Schweizergeschichte verfassten die Mitglieder ein nach praktischen Gesichtspunkten gross angelegtes Verzeichnis aller zur eidgenössischen Historie dienenden Schriften.⁵⁾ Das Manuskript wurde Breitinger zur

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 4. Dez. 1735. Mskr. Trogen.

²⁾ Es ist das Haus «zum grossen Paradies» an der obern Kirchgasse Nr. 38.

³⁾ Zu diesem Abschnitt ist zu vergleichen: „J. J. Bodmer als Geschichtsschreiber“, (von Gustav Tobler), Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf das Jahr 1891.

⁴⁾ Zu den Mitgliedern dieser „Helvetischen Gesellschaft“ gehörten ausser den bei Tobler (S. 10) genannten auch noch der von den Diskursen her bekannte J. J. Schwerzenbach (J. J. Schw.), ferner Bodmers Compagnon von der Orell'schen Druckerei, Junker J. H. Wyss (J. H. W.) und der nachmalige Bürgermeister Johann Caspar Hirzel (J. C. H.) Letztere beiden sind wohl an Stelle der bei Tobler angegebenen Waser und Heidegger anzunehmen. Vgl. darüber Füssli's Materialien zur Fortsetzung der Bodmer-Biographie auf der Stadtbibliothek Zürich.

⁵⁾ „Bibliotheca Scriptorum Historiae Helveticae universalis oder Ein Verzeichnuss aller zur Eydten. Historie dienender Schriften, sowol gedruckter, als

Aufbewahrung übergeben. Von ihm erhielt es 1763 der Historiker G. E. Haller,¹⁾ der die reichhaltige Materialsammlung mit grossem Vorteil für seine „Bibliothek der Schweizergeschichte“ benutzte. Breitingers Anteil an diesem wertvollen Katalog ist, wie aus den vielen Einträgen von seiner Hand hervorgeht, ein sehr beträchtlicher. Das Wichtigste und Seltenste daraus wurde 1735 im *Thesaurus Historiae Helveticae*²⁾ veröffentlicht. Breitinger lieferte dazu die sehr bemerkenswerten Prolegomena, die später irrtümlicherweise vielfach seinem grössten Widersacher, dem Kämmerer J. C. Füssli in Veltheim zugeschrieben wurden.

Als bedeutendste Publikation der Helvetischen Gesellschaft erschienen in den Jahren 1735 bis 1741 die sechs Stücke der Helvetischen Bibliothek,³⁾ die fast ausschliesslich Bodmer zuzuschreiben sind. Breitingers Autorschaft lässt sich nur bei einem einzigen grösseren Artikel mit Sicherheit nachweisen. Es ist dies die Vergleichung der ursprünglichen Freyheiten beyder Hochl. Städte Zürich und Bern. (4. Stück, S. 124—171.) Gegenüber den anonymen Ausführungen eines Berner Einsenders, der den Freiheiten seiner Vaterstadt vor denjenigen der Stadt Zürich in jeder Hinsicht den Vorzug einräumen wollte, suchte Breitinger, allerdings mit geringem Erfolg, den Gegenbeweis zu leisten. Nach einer gelehrten und scharfen Replik des Berners musste er jedoch kapitulieren. Bodmer stand in dieser müssigen Streitsache von Anfang an nicht auf Breitingers Seite; seine Aeusserungen sind für diesen nicht besonders schmeichelhaft: „Der

von Hand geschriebener, kleiner und grosser, in verschiedene Klassen eingetheilt, in chronologischer, alphabetischer und topographischer Ordnung, nach der Materien Verschiedenheit disponirt.“ Mskr. S. 289 Stadtbibl. Zürich.

¹⁾ Vgl. Breitingers Begleitbrief an Haller (Sohn des Dichters Albrecht Haller), vom 17. Mai 1763, abgedruckt bei Tobler a. a. O. S. 36 ff.

²⁾ „*Thesaurus Historiae Helveticae continens lectissimos scriptores, qui per varias aetates Reipublicae Helveticae Rationem, Instituta, Mores, Disciplinam, Fata et Res Gestas sermone latino explicarunt et illustrarunt: quorum pars antehac edita, nunc vero ob raritatem recusa et ex ipsorum auctorum chirographis vel aucta vel correcta, nonnulla nunc primum in lucem prodeunt. Cum indice copioso*“. — Tiguri, Litteris Conradi Orelli et Soc. 1735.

³⁾ „*Helvetische Bibliothek, Bestehend in Historischen, Politischen und Critischen Beyträgen zu den Geschichten Des Schweitzerlands. Zürich, Bey Conrad Orell und Comp. 1735 (1.—3. Stück), 1736 (4.—5. Stück), 1741 (6. Stück).*

Herr Professor Breitingen ist Autor der Antwort auf den Brief des Berners, worinnen die ursprüngliche freyheit beyder Städte in Vergleichung gestellt wird; ich melde dieses darum, weil ich viele stücke dieser Antwort vor unzulänglich und unerfreulich halte, daher nicht zweifele, der Verfasser des briefes werde ihn in der Replique wegen gewisser Stücke auf die haube klopfen.“¹⁾ — „Die Vergleichung etc. hat Herrn Prof. Breitingen zum Urheber: allein es ist schon wieder eine sehr gelahrte, und sehr spitzige Antwort darauf, von einem Unbekanten, eingekommen. Herr Professor ist in diesen Materien nicht so beschlagen, als in der Logick. Man setzet mir obige Vergleichung in die Rechnung, welches mir nicht anständig ist“²⁾.

Von Breitingen stammt ferner die Besprechung des „Thesaurus Historiae Helveticae“ im ersten Stück, die sich indessen nur als eine Uebersetzung der schon genannten „Prolegomena“ erweist. Im übrigen werden wir seine Mitarbeiterschaft in den jedem Stücke beigefügten „Gelehrten Zeitungen“ zu suchen haben. Diese letzteren enthalten eine Reihe interessanter Nachrichten über Haller, Drollinger und im letzten Stücke (1741) die Anzeigen und Besprechungen der grossen kritischen Werke des Jahres 1740. Wie sich aus der Korrespondenz ergibt, ist Breitingen auch der Verfasser einer ironisch gehaltenen Anzeige von Altmanns „Oratio de antiqua Helvetia graecissante“, die ihm der Berner sehr verübelte, und die auch zwischen den beiden Freunden in Zürich eine vorübergehende Spannung verursachte.

Die letzte Publikation der Gesellschaft waren die Historischen und Critischen Beyträge zu der Historie der Eidgenossen³⁾, an denen Breitingers Anteil gegenüber demjenigen Bodmers ein verschwindend kleiner ist. Bei ihrer Auflösung hinterliess die Gesellschaft eine beträchtliche Sammlung unge-

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 29. April 1736. Mskr. Trogen.

²⁾ Bodmer an Zellweger, 24. Juni 1736. Mskr. Trogen.

³⁾ Historische und Critische Beyträge zu der Historie Der Eidgenossen. Bestehend in Urkunden, Zeugnissen und Untersuchungen, auch gantzen historischen Werckgen, grösten Theils aus authentischen Handschriften genommen, und mehrer Beglaubung und Erklärung der vornehmsten Geschichten, vornehmlich mit Absicht auf das grosse Werck Hrn. Jacob Lauffers zusammengetragen. Zürich, verlegt Conrad Orell und Comp. 1739. 4 Teile.

druckter Abhandlungen, von deren Titel der erwähnte Brief an G. E. Haller Kenntniss giebt.

Breitingers Mitarbeiterschaft erstreckte sich endlich auch noch auf die von Altmann redigierte *Tempe helvetica*,¹⁾ eine bemerkenswerte Sammlung theologischer, philologischer, kritischer und historischer Abhandlungen. Auf Altmanns Zureden trat Breitingen 1739 vorübergehend in die Redaktion ein, löste jedoch dieses Verhältniss kurz darauf wieder, nachdem er mit dem Berner in ernstliche Differenzen geraten war.

Am Schlusse dieser Aufzählung von Breitingers kleineren Arbeiten mag auch noch eine Gelegenheitsschrift Erwähnung finden, eine Sammlung von Glückwünschen und Lobreden in Poesie und Prosa auf den neugewählten Bürgermeister Johannes Hofmeister, die Breitingen mit einer Anrede an den Gefeierten dem Druck übergab²⁾. Mit Ausnahme von Bodmers Gedicht „Euergetae, die Wohlthäter des Standes Zürich“ enthält diese Publikation weiter nichts Bemerkenswerthes.

¹⁾ *Tempe helvetica. Dissertationes atque Observationes theologicas, philologicas, criticas, historicas exhibens. Tiguri 1735—1743. 6 Bände in 8°.*

²⁾ *Publicae pietatis omina et vota pro salute viri magnificentissimi, Domini Joannis Hofmeisteri, cum ob summa in rem publicam merita ab illustris reipublicae tigurinae augusto CC virorum senatu consul esset designatus die XIII cal. Jun. 1734. Zürich 1734 bei Orell und Co.*

VI. Die Abhandlung von den Gleichnissen.

Durch seine ausgebreitete Lehrthätigkeit war Breitinger von seinen Arbeiten auf dem Gebiete der poetischen Theorie und der litterarischen Kritik stark abgedrängt worden. Bodmer hatte inzwischen neben der kleinen gereimten Litteraturgeschichte „Character der Teutschen Gedichte“ (1734) seine Uebersetzung des Verlorenen Paradieses (1732), Conti's „Paragone“ (1732) und den „Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks“ (1736) herausgegeben. An letzteren Publikationen scheint Breitinger schon darum keinen wesentlichen Anteil zu haben, da er der englischen und wohl auch der italienischen Sprache nicht mächtig war¹⁾. Dennoch müssen wir annehmen, dass er auch diese Arbeiten seines Freundes mit Interesse verfolgte und mit Beiträgen und Ergänzungen versah, wie er schon zur Zeit der Diskurse bei der Uebersetzung der ersten Bücher von Miltons Gedicht Bodmer als „Zensor“ wichtige Dienste geleistet hatte.²⁾

Die gemeinsame Thätigkeit der beiden Zürcher für die Durchführung ihres grossen Programms hatte jedoch nie ganz aufgehört, sondern war durch äussere Umstände lediglich in den Hintergrund gerückt worden. Ueberdies hatte sich ihrem Unternehmen noch ein anderes Hemmnis in den Weg gestellt. Im Herbst 1729 war Gottscheds „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen“ erschienen und es unterliegt keinem Zweifel, dass

¹⁾ Breitinger musste sich die Briefe, die er von englischen Gelehrten erhielt, jeweilen ins Deutsche übersetzen lassen, und er schrieb dann seine Antworten in lateinischer Sprache. Vgl. den Briefwechsel, den er mit Kennicot in London führte. (Mskr. Stadtbibliothek Zürich.)

²⁾ Bodmer an Breitinger, o. D. (1723) Mskr. Stadtbibl. Zürich. Gedruckt im „Schweiz. Museum“ 1793. S. 823.

Bodmer und Breitinger für den Augenblick sich überholt sahen. Denn so viel sie im einzelnen gegen die oberflächliche Arbeit einzuwenden hatten, so wenig war Gottscheds Vorhaben von dem ihrigen verschieden, und sie mussten daher einsehen, dass durch das Erscheinen der Leipziger Kritischen Dichtkunst das Bedürfnis nach einem derartigen Buche zunächst gedeckt war. Nur dann konnten sie auf Erfolg rechnen, wenn sie mit etwas viel gründlicherem und bedeutenderem auftraten; aber dazu bedurfte es noch Jahre sorgfältigster Vorbereitung.¹⁾

Aus dem Briefwechsel geht hervor, dass schon früh für die Gleichnisse eine besondere Abhandlung in Aussicht genommen war, denn im Februar 1734 berichtet Bodmer an Zellweger, er arbeite mit Breitinger an der Fortsetzung des Werkes von der Beredsamkeit. Zehn Kapitel von den Gleichnissen seien schon ausgeführt, und wenn sie so viel Zeit wie Lust hätten, das Ganze nach dieser Art zu vollenden, so dürften sie sich schmeicheln, dass es noch besser aufgenommen würde als der erste Versuch.²⁾

Indessen muss es ihnen wirklich an der nötigen Zeit gemangelt haben, denn abermals wurde die Ausführung lange hingehalten, und Bodmer klagt darüber in einem Briefe an Gottsched: „Dieses Vorhaben (alle Teile der Wohlredenheit nach den verschiedenen Kräfte[n] der Seele, auf welchen sie beruhet, zu durchgehen) ist seither gantz ins stecken gerathen, nachdem ich nebst meinem Mitarbeiter dem Hn. Profess. Breitinger in hundert andere Geschäfte verwickelt worden, welche uns des stillen und müssigen lebens beraubt haben, wovon die Anklage des falschen Geschmacks und das Werckgen von dem Einfluss der Einbildungskraft etc. entsprungen sind. Die Haupt-Wahrheiten, so in diesen Plan gehören, sind zwar würcklich erfunden, und in ein kurtzes Systema verfasst, aber zu der critischen Ausführung wird mehr Zeit erfodert, als wir übrig haben.“³⁾ So waren noch im Jahre 1736 die Verhält-

¹⁾ Vgl. hierüber das kürzlich erschienene Buch von Gustav Waniek „Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit“. Leipzig 1897.

²⁾ Bodmer an Zellweger, 24. Februar 1734. Mskr. Trogen.

³⁾ Bodmer an Gottsched, 6. September 1736, abgedruckt im Briefwechsel Gottscheds mit Bodmer und Breitinger, nach den Originalen der Zürcher Stadtbibliothek und der Leipziger Universitätsbibliothek herausgegeben von Eugen Wolff in Kiel, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1897, S. 364.

nisse dem Werke der beiden Zürcher wenig günstig und erst der folgende Zeitraum von 1737 bis 1740 brachte ihnen diejenige Musse, deren sie zur Vollendung ihres längst begonnenen Unternehmens notwendig bedurften.

Zwischen Breitinger und Bodmer entspann sich um diese Zeit ein lebhafter Verkehr. Skizzierte und ausgearbeitete Stücke, die vielfach mit Anmerkungen und Begleitschreiben versehen waren, wanderten hin und her. Den schriftlichen förderte ein noch regerer mündlicher Gedankenaustausch bei häufigen gegenseitigen Besuchen und gemeinsamen Spaziergängen. Bodmers Haus „zum Berg“ und Breitingers Wohnung an der obern Kirchgasse lagen nur wenige Minuten auseinander. Auch führte Bodmers Weg ins Carolinum, wo er seinen pädagogischen Pflichten genügte, an der Thüre des Amtsgenossen vorüber. Wie oft mag da Bodmer die Schwelle des befreundeten Hauses überschritten haben, wie oft auch Breitinger die steilen Stufen zum „Musensitze“ seines Freundes emporgestiegen sein. Wie er hier gelegentlich sich ankündigte, lehrt ein kleiner Zettel, der sich aus jenen Tagen erhalten hat: „Den Abschnitt von der poet. Schreibart (Krit. Dichtkunst) habe so gut möglich gewesen, zusammen geschmieret: denn weil ich mich hier in keine Specialia einlassen konnte, als welche schon in vorhergehenden Abschnitten sind abgehandelt worden, so musste ich bey der allgemeinen vorstellung stehen bleiben, und da konnte ich nicht viel neues sagen, das nicht von andern schon wäre gesagt worden, deswegen ich auch zu ungedultig gewesen bin die Stellen fremder Scribenten zu übersetzen; also dass Ihr noch genug Arbeit finden werdet: Doch meine ich, dass nichts sey vergessen worden, was diese Materie überhaupt beleuchten kan. Ich sende Euch darum auch die Bücher mit Dank zurücke, die ich bisher zu meiner Arbeit gebraucht habe. Wenn Euer Lbdn. diesen Abend nach fünf Uhr zu Haus wäret, und es leiden möchten, so wollte die Ehre haben, Sie auf Ihrer Stuben zu finden. Adieu“¹⁾.

Jene gemeinsamen Spaziergänge unter den Linden zwischen Limmat und Sihl, wo schon die Maler zuweilen einen Diskurs „in das Geschieke richteten“, und wo, wie Gottfried Keller anmutig

¹⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (1739) Mskr. Zürich.

beschrieben hat, die Freunde später als Peripatetiker zu lehren pflegten, nahmen um diese Zeit besondere Bedeutung an. Hier wurde gemeinschaftlich besprochen, was der eine oder andere den Tag über im stillen „Museum“ sich zurecht gelegt hatte. Hier wurden die Pläne für die Fortführung des Werkes entworfen und neue Gedanken angeknüpft. „Ich habe den Abschnitt von dem Ausdruck der Gebehrdungen, wie auch den von den Figuren (Poet. Gemälde) ziemlich vollendet“, schreibt Bodmer einmal an Breitinger, „und wünsche ietzo nur günstiges Frühlingswetter, damit ich euch solche an dem Strand der Lindemag (Limmat) unter dem Schutz der Musen, die sich allda zu ergehen pflegen, vorlesen und eurer Beurtheilung unterwerfen könnte“¹⁾.

Die hin und her gesandten Entwürfe zu den einzelnen Abschnitten mit den Anmerkungen der beiden Verfasser, die über die Genossenschaftsarbeit der Zürcher den sichersten Aufschluss erteilen könnten, sind nicht mehr vorhanden und auch von den zwischen Bodmer und Breitinger gewechselten Briefen haben sich nur Bruchstücke in unsere Zeit hinüber gerettet, wobei überdies das beinahe durchgängige Fehlen der Datierung als erschwerender Umstand in Betracht fällt. Dagegen sind etliche Briefe, die Bodmer in jener Zeit an Gottsched richtete, geeignet, zur Kenntnis des Entstehungsprozesses der zürcherischen kritischen Werke beizutragen.

Im März 1737 schrieb Bodmer an Gottsched: „Hiesiger Hr. Profess. Breitinger arbeitet an einem weitleuftigen Wercke von den Quellen des Ergetzens in poetischen Schriften, er hat ungefehr zween Drittel davon vollendet, es wird im gedruckten wenigst 40 bogen ausmachen. Da er mein vertrautester Freund ist, pflaget er mir seine Arbeit von stück zu stück vorzulesen, so wie sie nach und nach anwächst; wobey wir Anlas nehmen, uns über viele stücke genau und ausführlich gegen einander zu erklären. Daneben erlaubet er mir seinem Werck einige Aufsätze von meiner Arbeit beyzufügen. Ich hoffe dass ich E. HE. auf künftige Ostermesse die summarien von jedem Capitel nebst den ersten Bogen des Werckes gedruket werde überschiken können.

¹⁾ Bodmer an Breitinger, o. D. (1739) Mskr. Zürich.

Ohne Zweifel wird dieses Werck viele Materien auf das Tapet stellen, worüber dieselben auch dero gedanken in einer neuen Auflage der Critischen Dichtkunst zu entdecken gelegenheit haben werden.“¹⁾

Unter diesen Aufsätzen, die Bodmer dem Werke seines Freundes beizufügen gedachte, stand die längst in Aussicht gestellte Widerlegung der Anklagen, welche von Le Magny, Voltaire und andern gegen Miltons epische Dichtung erhoben worden waren, obenan. „Meine Vertheidigung des Miltonischen Paradieses“, berichtete er im folgenden Jahre, „ist zwar seit geraumer Zeit vollendet, weil sie aber so eingerichtet ist, dass sie gewisse Capitel in der Critischen Dichtkunst ausmachet, die hiesiger Professor Breitinger in Arbeit hat, so muss sie liegen bleiben, bis dieses Werck ausgearbeitet ist. Nun gehet es damit desto langsamer zu, weil dieser geschickte mann noch neulich den Plan von demselben in so weit geändert hat, dass ers in drey Theile einteilen wird. Der erste soll eigentlich eine Critische Dichtkunst seyn, und von dem Wahrscheinlichen, der Fabel, dem Verwunderbaren etc. handeln. Der andere wird von allen Arten der Beschreibungen, der dritte von den Gleichnissen auf das ausführlichste und aus dem Grund Unterricht geben.“²⁾

Damit wurde jenes frühere fünfteilige Projekt, wie es im Vorwort zur Abhandlung über die Einbildungskraft angekündigt worden war, aufgegeben und an dessen Stelle dieses neue dreiteilige Programm gesetzt, das nun thatsächlich in den vier grossen Werken der Zürcher zur Durchführung kam. Zuerst erschien im Frühjahr 1740 als Ausführung des dritten Programnteils Breitingers „Abhandlung von den Gleichnissen“ und gleichzeitig Bodmers „Abhandlung von dem Wunderbaren“, jene Schutzschrift für Milton, welche nach dem angeführten Briefe ursprünglich einen besondern Abschnitt von Breitingers „Critischer Dichtkunst“ bilden sollte. Diese selbst, das Hauptwerk der Zürcher, kam noch in dem nämlichen bedeutungsvollen Jahre zur Ausgabe, wodurch

¹⁾ Bodmer an Gottsched, o. D. (Dezember 1737), abgedruckt in der Zeitschrift für deutschen Unterricht 1897, S. 367.

²⁾ Bodmer an Gottsched, 30. Juli 1738, abgedruckt in der Zeitschrift für deutschen Unterricht 1897, S. 371.

der erste Teil des Programmes seinen endgültigen Ausdruck fand, während die noch ausstehende zweite Abteilung, die Abhandlung über die Beschreibungen, im folgenden Jahre unter dem Titel „Betrachtungen über die poetischen Gemälde“ nicht wie beabsichtigt als das Werk Breitingers, sondern als dasjenige seines Freundes erschien.

Zehn Kapitel von der „Abhandlung von den Gleichnissen“¹⁾ lagen nach Bodmers Zeugnis schon im Februar des Jahres 1734 druckfertig vor. Dann hatte diese Arbeit einen Unterbruch erlitten, und als sie Breitinger nach ungefähr drei Jahren wieder hervor nahm und einer Durchsicht unterzog, berichtete er über den Befund an Bodmer: „In näherer Untersuchung des Werkleins von den Gleichnissen befinde, das zu dessen Ergänzung noch folgende Discourse mangeln 1. Von der Varietät, Neuheit und Reichtum der Bilder. 2. Von dem Wolstand in Vergleichen. 3. Von Brocken Verschwendung und übrigen Fehlern; vornemlich wie weit die Werke der Kunst mit den Werken der Natur in Vergleichung zu stellen. 4. Lohensteins fehler, welcher vornemlich wider die Regul anlauft: ne id quod similitudinis gratia ascivimus, aut obscurum sit, aut ignotum. 5. In wie ferne Gleichnisse beweisen. 6. Von ausführlichen auseinandergesetzten Gleichnissen. Die vier letzten Abhandlungen liegen schon in ihrem Entwurf da, und könnten ohne besondere Mühe ausgeführt werden: Ich fühle auch eine innere Lust dieses Werklein zu accomplieren und dafern diese hegende Lust von Euch sollte ernehret und unterstützt werden, so sehe ich schon im Geist voraus, was es in kurzer Zeit für gute Wirkungen auf die fruchtbaren deutschen Geister haben werde. Ich verlange namlich, dass Ihr mich versichern könntet, dass das Werklein, so bald es fertig seyn wird, könnte unter die Presse gelegt werden: 2^o dass es nicht *arrovuog* gedrückt wurde: und 3^o dass man mir von seiten der Buchhandlung neben ein par Duzent Exemplarien ein beliebiges Werck von circa 10 Gulden

¹⁾ „Joh. Jac. Breitingers Critische Abhandlung Von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse. Mit Beyspielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Scribenten erläutert. Durch Johann Jacob Bodmer besorget und zum Drucke befördert. Zürich, verlegt Conrad Orell und Comp. 1740“.

an Wehrt zu einer etwelchen recreation für meine Arbeit würde abfolgen lassen: Ohne diese versicherte Hofnung dürfte sonst meine Schreibe-Lust in hoc genere gänzlich erfrieren. Fänden Ew. Liebden gut, den Antipatrioten *appendicis loco* in einer um etwas erneuerten Gestalt anzuhängen, so dürfte es vielleicht nicht ohne Nutzen seyn. Ew. Lb. sind gebetten mir die vier ersten Discurse von den Gleichnissen zu communicieren, damit die bisherige Arbeit in ihrem Zusammenhang einsehen könne.“¹⁾

Breitingers Begierde, die längst begonnene Abhandlung endlich gedruckt vor sich zu sehen, nahm beständig zu, und auch Bodmer lag die Veröffentlichung der Schrift, von der er sich gute Wirkung versprach, nicht weniger am Herzen. Der „Antipatriot“, wie die Zürcher die 1728 erschienene „Anklagung des verderbten Geschmackes“ zu nennen pflegten, wurde, gewiss nicht zum Nachtheil der Abhandlung, weggelassen, dagegen alles übrige zum Drucke vorbereitet. Dennoch rückte die Arbeit nicht von der Stelle, und Breitinger wurde dabei so ungeduldig, dass er schliesslich von der Drucklegung seiner Schrift, worin für den Augenblick die Erfüllung seiner Wünsche gipfelte, die weitere Mitwirkung an der Ausführung der gemeinsamen Projekte überhaupt abhängig machte. „Ich lasse“, schreibt er unmutig an Bodmer, den Mitinhaber des Orell'schen Verlages, „unter 1000 Distractionen die Neigung für die Ergänzung unsers critischen Werks niemalen gänzlich erlöschen: Arbeite auch per intervalla daran, und habe den VII Disc. bald zu Ende gebracht. Wünschte auch, dass der andere Theil von Gleichnissen, der völlig ausgearbeitet ist, und der kaum einer nachmahften Verbesserung fähig ist, etsi decimum prematur in annum²⁾, ohne fernern Anstand unter die Presse gelegt würde: dieses allein würde meinen Muth aufstützen, an der Verbesserung und Vervollkommnung des 1^{sten} Theils mit desto mehrerm Fleiss und application zu arbeiten: da sonst mithin fast verdriesslich werde, wenn das Ende dieser Arbeit, welches von der Zeit an rechne da das Werk im Druck erscheinen kan, nicht absehen kan. Accedente novo hoc stimulo wollte im Stande seyn, bis zum neuen

¹⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (1737) Mskr. Zürich.

²⁾ Vgl. Horaz: *Ars poetica*, V. 388.

Jahr den 1^{sten} Theil in sein geschick zu richten: da sonst wiedrigenfalls mir andere arbeit an die Hand wachsen könnte, darüber diese gänzlich liegen lassen würde.“¹⁾

Diese Drohung bewirkte, was durch blosse Vorstellungen Breitinger bis anhin nicht erreicht hatte. Schon im Februar 1739 waren vierzehn Bogen gedruckt.²⁾ Am 1. Juni sandte der Verfasser die beinahe vollendete Schrift an Gottsched³⁾, und im Juli konnte Bodmer diesem die letzten Bogen nachliefern.⁴⁾ Obwohl nun das Werk zur Versendung bereit lag, wurde es doch zunächst nur im Freundeskreise verbreitet; es erschien erst im folgenden Jahre im Buchhandel und fand überall die günstigste Aufnahme. In Deutschland hatten an die Korrespondenten verschickte Summarien auf das Buch aufmerksam gemacht.⁵⁾ Dennoch war der Absatz so gering, dass beispielsweise bei Gleditsch in Leipzig, der den ganzen Kommissionsverlag für Deutschland inne hatte, laut abgelegter Rechnung nur zwölf Exemplare abgesetzt wurden.⁶⁾ In Bern geriet man durch die Lektüre des Buches in einen wahren „furor, über Poesie und Beredsamkeit zu denken und zu schreiben“.⁷⁾ — Als Honorar bat sich Breitinger ausser jenen zum voraus bestimmten Freiexemplaren Christian Wolffs „Curae philologica in Nov. Test.“ vom Verleger aus.⁸⁾

Bodmer schrieb die Vorrede zu dem Buche seines Freundes. Er bekennt sich darin mit Breitingers vollständiger Zustimmung als der „Pflegevater des schönen Kindes“ und bezeichnet die Stunden, in denen ihm der Verfasser das Werk „in allen denen verschiedenen Graden des Wachstums vom rohen Saamen bis zu seiner Zeitigung gewiesen“, als die vergnügtesten des letzt verflossenen Jahres. Der Freund selbst habe ihn mit Sokrates verglichen, der sich die Kunst zuschrieb, die Geburt der Werke andrer zu befördern. In der Vorrede betont der Herausgeber ferner, dass es den Deutschen

¹⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (Ende 1738) Mskr. Zürich.

²⁾ Bodmer an Zellweger, 9. Februar 1739. Mskr. Trogen.

³⁾ Breitinger an Gottsched, 1. Juni 1739. Zschr. d. U. 1897, S. 380.

⁴⁾ Bodmer an Gottsched, 4. Juli 1739. Zschr. f. d. U. 1897, S. 377.

⁵⁾ Bodmer an Zellweger, 15. März 1739. Mskr. Trogen.

⁶⁾ Bodmer an Breitinger o. D. (Ende 1740) Mskr. Zürich.

⁷⁾ Bodmer an Zellweger, 30. August 1730. Mskr. Trogen.

⁸⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (1739) Mskr. Zürich.

zwar nicht an wohlgeratenen poetischen Werken gebreche, die von der Einsicht ihrer Verfasser zeugen, dass aber die Kunstlehrer bis jetzt noch nicht sehr tief in das Wesen der Poesie und die Ursachen des von ihr herrührenden Ergötzens eingedrungen seien. Die Geschicklichkeit des Kritikers beruhe auf der Kunst, die allgemeinen Gesetze nach den besondern Absichten der gegebenen Stelle anzuwenden. Die meisten irrigen Urtheile rühren nur davon her, dass besondere Stellen unrichtiger Weise nach allgemeinen Regeln kritisiert werden. In dieser schwierigen Materie habe sich der Verfasser mit Glück auf dünnere Aeste hinausgewagt und in der Beurteilung einzelner Beispiele ausserordentliche Geschicklichkeit bewiesen. Seine Abhandlung werde des wohlverdienten Beifalls nicht entbehren, da sie die Schönheiten in den Gleichnissen nicht bloss erkennen, sondern auch hervorbringen lehre.

In der Einleitung stellt Breitinger den Begriff einer Logik der Phantasie auf. Was der Logik des Verstandes die Begriffe sind, das sind der Logik der Phantasie die Bilder. Jene bildet aus den Begriffen Sätze, diese Gleichnisse. Die Gleichnisse werden durch den Verstand in Verbindung mit der Phantasie hervorgebracht. Nach ihrer jeweiligen Absicht unterscheidet man erleuchtende Gleichnisse, die dazu dienen, einen Gedanken in helleres Licht zu setzen, auszierende, die einem abstrakten Begriff oder einer historischen Wahrheit Reiz verleihen und nachdrückliche, die undeutlich sich äussernden Gemütsbewegungen zu besserem Ausdruck verhelfen. Am höchsten stehen die lehrreichen Gleichnisse, denn diese drücken ausser dem neuen Gedanken noch eine allgemeine philosophische, moralische oder politische Wahrheit aus. Erhöhte Wirkung vermag der Dichter zu erzielen, wenn er verschiedene der bezeichneten Vorzüge in einem Gleichnis vereinigt. In dieser Kunst haben Homer und Virgil sich besonders hervorgethan.

Die Gleichnisse müssen an den schicklichen Ort gestellt werden. Unpassend angebracht, verunzieren sie eine Dichtung wie die Schminke ein schönes Angesicht. Am wenigsten schicken sie sich in der Sprache der Leidenschaft, wo die Natur mit Gewalt hervorbricht und Schmuck und Zierat bei Seite wirft. So findet sich beispielsweise in dem ersten Buch der Ilias kein einziges Gleichnis, während die Äneide diese Figur schon von Anfang an

ausgiebig verwendet, da gerade ihre ersten Teile der Reflexion des Dichters breiten Raum gewähren. — Ein deutscher Kunstkritiker (Gottsched) habe mit wenig Erfolg nachzuweisen gesucht, dass sich die Gleichnisse für ein Trauerspiel nicht schickten, da sie dort der Natürlichkeit widersprächen. Breitinger entgegnet, selbst in der Tragödie seien die Leidenschaften nicht immer gleich stark erregt. Ueberdies treten neben den Helden auch Personen von ruhigerer Gemütsart auf, in deren Mund selbst ausführliche Gleichnisse nichts Unpassendes hätten. Ueberhaupt werde die Grundregel, die Natur zum Vorbild zu nehmen, von einigen deutschen Kritikern stark missbraucht; denn die Natur weise der Dichtkunst nur die Bahn und verlange keineswegs sklavische Nachahmung. — Ueber die Tragödie der Deutschen zu sprechen, schäme sich der Verfasser. Denke er an Lohensteins Singspiele — denn Tragödien könne man sie nicht nennen — so überfallen ihn Frost und Ekel. Gryphius habe vor ihm nichts als eine menschlichere Sprache voraus.

Die Gleichnisse müssen mit Mass verwendet werden. Die Dichter sündigen hierin mehr durch ein Zuviel als ein Zuwenig. Doch warnt Breitinger davor, von Lohensteins Schwulst in das andere Extrem, in Plattheit und Nüchternheit zu verfallen. Homers Gleichnisse entzücken durch ihre Originalität; ihm gegenüber erscheinen die heutigen Dichter arm an neuen Bildern. Der Verfasser berichtet, er habe alle Gleichnisse Homers gesammelt und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und sei dabei zur Erkenntnis gekommen, dass die Mehrzahl der Gleichnisse heutiger Poeten ihr Original bei Homer haben. Selbst Virgil habe grosse Anleihen bei Homer gemacht. Doch will Breitinger solche Entlehnungen gerne gestatten, wofern die Nachahmung an Kunst und Stärke dem Urbild gleichkommt.

In der Frage, ob es ratsam sei, kleine Dinge mit grossen, oder grosse Dinge mit kleinen zu vergleichen, worüber die französischen Kunstrichter sich in zwei Lager trennten, lässt es der Verfasser auf den Gegenstand ankommen: In erhabenen Materien müsse der Geist durch sanftere Bilder beruhigt, in niedrigen durch erhabene empor gehoben werden. Der Unterschied lasse sich bei Virgil nachweisen, indem im „Feldbau“ die vergrössernden, in der „Äneide“ die verkleinernden Bilder vorherrschen.

In den letzten Kapiteln bespricht der Verfasser einzelne deutsche Dichter im Hinblick auf ihre Gleichnisse. Brockes, dem die Schmeichelei seines Lobredners Weichmann mehr schade als nütze, habe noch viel vom verdorbenen Geschmack des Marino. Seine Gleichnisse seien mehr historisch als poetisch. Ueberdies sei er damit zu verschwenderisch und zu weitschweifig. Was Brockes zuweilen in ganzen Gedichten sage, drücke Haller ebensogut in ein paar Versen aus. Lohenstein und Hoffmannswaldau haben sich trotz Opitzens bahnbrechendem Vorgehen an die Italiener angeschlossen. Durch sie sei in Deutschland der schlechte Geschmack nationalisiert worden. Lohensteins Gleichnisse haben alle Fehler, vor denen der Verfasser gewarnt hat. Dem gleichen verdorbenen Geschmack huldigen Neukirch und Amthor. —

Es ist bezeichnend, dass Breitinger gerade die Gleichnisse, das Element der beschreibenden Poesie, einer besonderen Betrachtung würdig erachtete. Als Ausgangspunkt für seine Abhandlung dienen ihm die Homerischen Gleichnisse. Von ihnen leitet er seine Theorien ab und bestätigt so den eigenen Grundsatz, dass die Regel keine willkürliche Annahme, sondern das Resultat der Erfahrung sei. Auch genügt er damit der schon im Vorwort zur Abhandlung von der Einbildungskraft ausgesprochenen Forderung, die Quellen und Ursachen des Schönen und Ergötzenden an Hand eines ganzen Werkes von anerkannt gutem Geschmack nachzuweisen. Breitinger betont besonders die Originalität von Homers Gleichnissen. Diesen entnimmt er auch vorwiegend die Beispiele, womit er seine Sätze so reichlich belegt, und bei der Beurteilung der neuern Dichter ist es wiederum der bewunderte griechische Epiker, der ihm den sichern Masstab liefert.

Eindringlich stellt Breitinger neuerdings die wiederholt ausgesprochene Forderung grösserer Anschaulichkeit in der Poesie. Gerade die Gleichnisse, schreibt er auf Seite 113, seien dazu angethan, „auch den abstractesten und abgezogensten Gedancken ein fühlbares Wesen mitzutheilen, und das Gemüthe des Lesers durch die künstliche Vorbringung eines sonst nicht gar angenehmen Gedanckens, der unter dem fremden Bild einer ergetzlichen Sache vorgestellt wird, mit einer empfindlichen Lust anzufüllen und an

sich zu ziehen.“ Bemerkenswert sind auch die mehrfachen Ansätze zur Erweiterung der Phantasiefreiheit; wie fern jedoch Breitinger anderseits von der Erkenntnis der frei schaffenden Phantasie war, beweist seine nüchterne Ansicht von der Entstehung der Gleichnisse (S. 9). Der Mangel einer tieferen Einsicht in das Wesen echter Poesie erhellt auch schon aus dem Umstand, dass er unter allen Gleichnissen den lehrreichen die höchste Stelle einräumt. Die Dichtkunst ist ihm in erster Linie die Dienerin der Wahrheit, die angenehme Vermittlerin ausgebreiteter Kenntnisse.¹⁾ —

Bodmers Anteil an der Schrift über die Gleichnisse besteht indirekt in seinem anregenden Einfluss auf Breitinger, den er „durch Fragen und Einwürfe zu vielen ausführlicheren Erklärungen vermocht, oder zu Untersuchungen ganz neuer Abschnitte seiner Materie veranlasst und ihn überhaupt aufgemuntert hat, dass er die Lust, diese Arbeit zu vollenden, unter der Menge seiner ordentlichen Amts-Geschäfte nicht verlohre.“ (Vorrede). Seine direkte Einwirkung bezieht sich auf die Ausbesserung der Sprache, worin ihm der Verfasser unbeschränkte Freiheit liess. Eine weitere Beteiligung Bodmers lässt sich in dieser Abhandlung nicht nachweisen.

¹⁾ Über die in der Abhandlung aufgestellten Theorien vgl. die genannten Monographien von Braitmaier, Servaes und Waniek, welche in ihrer Gesamtheit eine abschliessende Darstellung der zürcherischen Kunstlehre und ihres Verhältnisses zu Gottsched enthalten.

VII. Die Kritische Dichtkunst.

Hand in Hand mit der Schrift über die Gleichnisse ging die Ausarbeitung der Kritischen Dichtkunst¹⁾, die nach jenem abgeänderten Plane den ersten Teil des im Ausbau begriffenen theoretischen Systems bilden sollte. Auch hier gewähren uns einzelne Stellen aus der Korrespondenz mit Bodmer einen Einblick in den Entstehungsprozess.

Dass Breitinger schon während der Bearbeitung der Gleichnisse mit seinem Hauptwerke beschäftigt war, erhellt aus einem früher angeführten Briefe.²⁾ Den Entwurf zu einem einzelnen Abschnitte begleitete er mit folgenden Bemerkungen:

„Hier sende ich Euch einen nahhaften Discurs von der Wahl und Verbindung der Umstände (Crit. Dichtkunst I, 12). Ich habe denselben möglichst zu faden geschlagen, und mich dahin befließen, dass ich Euch meine Gedanken und die Ordnung derselben zu verstehen gebe. In dem dogmat. Theil des Discurses ist auf die Ausarbeitung mehr Fleiss gewandt worden als in dem Critischen. Ew. Lb. werden demnach ersucht, diesen Crit. Theil nach Befinden mit mehrerm auszuführen, und demselben in denen

¹⁾ Johann Jacob Breitingers Critische Dichtkunst, Worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung Im Grunde untersucht und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von Johann Jacob Bodemer. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1740. und Leipzig bey Joh. Fried. Gleditsch.

Johann Jacob Breitingers Fortsetzung Der Critischen Dichtkunst, Worinnen die Poetische Mahlerey In Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird, mit einer Vorrede von Johann Jacob Bodemer. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1740. und Leipzig bey Joh. Fried. Gleditsch.

²⁾ Bodmer an Gottsched, 30. Juli 1738, Zschr. f. d. U. 1897, S. 371.

Formulis Transeundi und Amplificationis mehrere Kunst und Zierde beyzulegen. Und an dem Ende des Discurses wird Ew. Lb. in specie überlassen die unglückliche Nachahmung Postels an dem Ende des IV. Buchs (Wittekind) in Vergleichung mit Homers Original dahin auszuführen, dass man sehe, dass die Wahl der Umstände sich nach den besondern Absichten richten müsse; dass auch die absönderlichsten Umstände nicht gleichgültig seyn, sondern dienen die Erzählung wahrscheinlich zu machen, indem sie die Möglichkeit der Begegnisse und Verrichtungen erklären, und zugleich interessieren, weil sie die gleichen Eindrücke auf den Leser machen, als sie auf die Personen des gedichts gehabt haben. Zu welchem Ende ich Beylage samt Longin und Postel Euch hiemit zusende“¹⁾).

Diese Stelle weist deutlich darauf hin, in welcher Richtung nach Breitingers Intention der Freund sich an der Ausgestaltung seiner Entwürfe beteiligen sollte. Es ist anzunehmen, dass Bodmers Vorschläge ihm in der Regel wieder neue Ausblicke eröffneten. So schreibt er ein andermal, er habe sich dessen zuverlässiger Gedanken so viel als möglich bedient, aber zugleich seine Kritik systematischer ausgeführt und viele neue Anmerkungen einfließen lassen²⁾.

Einzelne Abschnitte waren schon im Jahre 1738 vollendet, und es lag ursprünglich die Absicht vor, auf die Ostermesse 1739 mit den Gleichnissen auch die Dichtkunst zu veröffentlichen. Im Frühling dieses Jahres schrieb Bodmer, der Verleger, an Zellweger, er habe alle Hände voll zu thun, das Werk vor seiner Abreise nach Trogen ins Reine zu bringen. In den Druck werde es zwar erst im Herbst kommen.³⁾ Bei seiner Rückkehr von Trogen fand er den Autor der Kritischen Dichtkunst in voller Thätigkeit. Herr Professor Breitinger habe sich mit Arbeiten die Zeit über sehr wohl gehalten, die Reihe sei jetzt an ihm, meldete Bodmer an Zellweger⁴⁾, und ein paar Wochen später, sie seien mit der Arbeit in solchen Lauf gekommen, dass

¹⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (1738?) Mscr. Zürich.

²⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (1739) Mskr. Zürich.

³⁾ Bodmer an Zellweger, 15. März 1739. Mskr. Trogen.

⁴⁾ Bodmer an Zellweger, 12. Juni 1739. Mskr. Trogen.

das Publikum ein Werk nach dem andern von ihnen erhalten werde, was er um so kühner verheissen dürfe, als die schwerste Arbeit schon gethan sei.¹⁾

Die Kritische Dichtkunst wuchs indessen dem Verfasser unter der Hand derart, dass er sich genötigt sah, den Stoff auf zwei Bände zu verteilen. „Ich habe einige Vorbereitungen gemachet,“ schrieb er hierüber seinem Mitarbeiter, „den zweiten Theil der Crit. Dichtkunst in sein Geschicke zu richten: Ich Sorge aber, dass er gegen dem ersten eine Zwergen-Gestalt bekommen möchte, weil er vermuthlich die Zahl von 16—18 Bogen nicht übersteigen wird, da er wenigstens auch 24 Bogen auswerffen sollte. Ich bin deswegen gesinnet, die Abschnitte mit einigen Zusätzen zu vermehren: als von dem verschiedenen Nachdruck eigentlicher Wörter, von doppelsinnigen Wörtern und Aequivocis, von veralteten Wörtern, von neugemachten, fremden Wörtern etc.“²⁾ und Bodmer antwortete darauf: „Ihr habet vielleicht vergessen, dass zu der zweyten Critischen Dichtkunst auch der Abschnitt von der Mechanik des Verses kommen soll, welche ich seither starck ausgebessert und vermehrt habe. Ich glaube, wir werden wohl 24 bogen zu wege bringen können. Erwartet auch von mir veraltete und umgeprägte Wörter etc. Der 13. Abschnitt lautet von den Charaktern. Ich arbeite an der Vorrede, welche ein grosses besser geräth. Ihr sollet sie mit nächstem zu sehen bekommen. Dann wird es Zeit, dass ich mich an das Register mache. Ich setze mir vor, damit diese wochen noch fertig zu werden. Ich könnte euch aus meinem Milton auch Versetzungen der gemeinen Construction herausziehen, welche mit fleiss zum Nachdruck gemacht worden. Ihr könnt in Herrn Clauders geschriebenen Anmerkungen über meine Miltonische Uebersetzung vielleicht neu-gemachte und auch veraltete Wörter finden.“³⁾

Ein weiterer Brief Breitingers enthält sodann eine genauere Disposition der einzelnen Abschnitte dieses zweiten Teils, die wir hier folgen lassen:

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 6. August 1739. Mskr. Trogen.

²⁾ Breitinger an Bodmer o. D. (Ende 1739) Mskr. Zürich.

³⁾ Bodmer an Breitinger o. D. (Anfang 1740) Mskr. Zürich.

„1. Abschnitt.	Von dem Wolklang	2	Bogen
2.	„ Von Synonymis	3	„
3.	„ Von schlechten Wörtern	1	„
4.	„ Von Beywörtern	2 ¹ / ₂	„
5.	„ Von der Schreibart	3 ¹ / ₂	„
6.	„ Von dem pathetischen stilo	2	„
7.	„ Von dem poetischen stilo	2	„
8.	„ Von der Mechanick des Verses	2	„
18 Bogen.“			

Breitinger begleitete diesen Plan mit nachstehenden Bemerkungen: „Vielleicht könnte noch ein Abschnitt fertiggestellt werden von der Freyheit der Versetzungen. Worüber Gottsched in dem Cap. von poetischen Perioden weitläufigt gehandelt hat: Ich wollte, dass Ihr Euch zu dieser Arbeit entschliessen, oder wenigstens Gottscheds Abhandlung davon lesen, und mir Euere Anmerkungen mittheilen würdet; nebst den benöthigten Exempeln aus Milton. Bey welcher Gelegenheit auch von Opitzens Kunst durch angehängte Schlusshemistichia den Nachdruck der Rede zu befördern, könnte gehandelt werden. Herrn Clauders geschriebene Anmerkungen hatte wirklich gestern schon zu Rathe gezogen, und sie geben mir vielleicht Anlass zu einem namhaften Supplement, wie auch das Blättlein aus Opitz.“¹⁾

Immer mehr näherte sich das Werk seinem Abschlusse. Argwöhnisch wachte Bodmer darüber, dass der Verfasser nicht vor der Zeit zu etwas Neuem überging, da er in Breitingers Kritischer Dichtkunst ein Manifest seiner eigenen künstlerischen Ueberzeugung gegen die Poesie der Leipziger erblickte. „Im Nahmen Hrn. Prof. Gottscheds, Hrn. Trillers und anderer vortrefflicher Männer, deren Nahmen ihr schon berühmt gemacht habet oder die dergl. Namensunsterblichkeit mit ebensoviel Recht von euch fodern könnten, ersuche ich“, schreibt er an Breitinger, „dass ihr euch nicht allzu tief in eine neue Materie hineinlasset, eh’ und bevor ihr den letzten Abschnitt der Dichtkunst vollendet habet.“²⁾

Längst hatte der Druck begonnen. Schon im Februar 1740

¹⁾ Breitinger an Bodmer, o. D. (1740). Mskr. Zürich.

²⁾ Bodmer an Breitinger o. D. (1740). Mskr. Zürich.

verliess der erste Teil die Presse und gelangte zugleich mit der Abhandlung vom Wunderbaren zur Versendung. In Zürich fanden die Bücher keine Leser. Bodmer befürchtete daher, Breitingers Eifer für die Fortsetzung möchte dadurch erkalten. Deshalb wünschte er, einen geschickten Freund bereden zu können, wider die beiden Schriften eine Kritik zu schreiben, die er dann insgeheim drucken lassen und so publizieren wollte, wie wenn sie von Leipzig aus der Messe gekommen wäre, alles in der erbaulichen Absicht, Breitinger zu zwingen, sich über viele Punkte umständlicher zu erklären. „Ihr kennet ihn, wie leicht er in eine hitze gejaget wird, und wie arbeitsam ihn dises macht,“ schreibt er an Zellweger. „Es geht allzu langsam zu, wenn wir erst auf die deutschen Critiken warten müssten, damit wir in Lauf behalten werden.“¹⁾ Die List erwies sich jedoch als unnötig: „quando quidem equus sponte currit.“²⁾ Er sei mit Breitinger diesfalls ganz vergnügt, schreibt er ferner, er habe mehr Arbeitsamkeit als ein Maultier und dazu auch mehr Verstand und Geist.³⁾ Bodmer brannte vor Begierde nach einem scharfen aber geistvollen Kritiker, der ihnen den gleichen Dienst thun würde wie ein scharfer Wind einem auslöschenden Feuer, und er richtete in dieser Hinsicht seinen Blick hauptsächlich nach Leipzig.

Im Juli war dann auch der zweite Teil der Dichtkunst gedruckt und damit Breitingers kritisches Hauptwerk abgeschlossen.

Bodmer, als Herausgeber, schrieb zu beiden Teilen die Vorrede. In der ersten verteidigt er eifrig das Recht der Kritik, das in Deutschland nicht überall bedingungslos anerkannt werde. Für die Litteratur sei jedoch die Kritik von grosser Bedeutung, da sie den Dichter ansporne und den Leser urteilsfähig mache. Jeder Dichter könne froh sein, wenn sich die Kritik mit ihm beschäftige. Nur die Verstorbenen zu kritisieren, hätte keinen Sinn; denn nicht die Toten, sondern die Lebenden bedürfen der Kritik (gegen Gottsched). Das vorliegende Werk sei das kritische Glaubensbekenntnis des Verfassers, und er könne sich nur wünschen,

¹⁾ Bodmer an Zellweger, 9. März 1740. Mskr. Trogen.

²⁾ Bodmer an Zellweger, März 1740. Mskr. Trogen.

³⁾ Bodmer an Zellweger, April 1740. Mskr. Trogen.

dass es von vielen Kritikern nach den darin aufgestellten Grundsätzen beurteilt werde.

Die zweite ebenso treffliche Vorrede ist eine Auseinandersetzung über das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache. Bodmer anerkennt das Vorrecht des Meissener Dialekts, als Grundlage für die Schriftsprache zu gelten. Jedoch verlangt er für gute alte Wörter aus andern deutschen Sprachgebieten, sofern sie in Meissen fehlen, ungehinderte Aufnahme. Denn die Rauheit und Härte ihres Klanges werde sich „in sanfte Lieblichkeit verwandeln, wenn sie durch die zarten Organa eines Meissners sublimiert würden.“ Zweck dieser Vorrede sei lediglich, zu bewirken, dass das Werk nicht zum voraus verworfen werde, weil der Verfasser kein Meissner und, was noch schlimmer, ein Schweizer sei; denn er habe es nicht als Schweizer, sondern als Mensch geschrieben.

Der erste Teil der Kritischen Dichtkunst handelt vom Wesen, der zweite von den Formen der Poesie. Zu den schwächsten Partien des Buches gehört gleich der Anfang, der die immer wiederkehrende Vergleichung von Poesie und Malerei neuerdings aufnimmt. Breitinger steht noch durchaus auf dem Standpunkt der Abhandlung über die Einbildungskraft vom Jahre 1727, an die er sich wörtlich anlehnt. Allerdings hat er inzwischen Dubos¹⁾ kennen gelernt und ihn auch in ausgiebiger und freier Weise benützt²⁾; aber die frühere Anschauung hatte sich bei ihm so sehr festgesetzt, dass er dem französischen Kunstkritiker nur Nebensächliches entnahm und sich gerade dessen feinsinnigste Beobachtungen entgehen liess. Breitinger betont aufs neue den unendlich grösseren Stoffkreis der Poesie und zwar wiederum mit Benutzung jenes schwachen dem Spectator entnommenen Arguments, dass die Malerei schon von der Plastik übertroffen werde, die nicht nur auf das Auge, sondern auch noch auf den Tastsinn wirke. Die auffallende Ueberschätzung der Dichtkunst auf Kosten der Malerei zeigt sich am unverhülltesten in der paradoxen Behauptung, dass eine poetische Schilderung durch geschickte Auswahl und Gruppierung der wichtigsten Umstände

¹⁾ Dubos: „Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique.“ Paris 1719.

²⁾ Vergl. Servaes a. a. O. S. 176 ff.

eine deutlichere Vorstellung von der Natur erwecken könne als ein Gemälde, ja sogar als die sinnliche Anschauung selbst. Jene oft citierte Aeusserung Breitingers¹⁾, dass auch die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen Hallers Beschreibung der Enziane ganz matt und düster sei, hat Lessing im Laokoon richtig gestellt. — Das ganze erste Kapitel, über das Verhältniß von Poesie und Malerei, bedeutet einen Rückschritt, indem hier noch nachdrücklicher als in der früheren Abhandlung der Poesie ein Vorzug auf dem eigentlichsten Gebiete der Malerei eingeräumt wird.

Die poetische Malerei, wie sie Homer in unerreichter Meisterschaft übte, bezeichnet Breitingen als das ureigenste Wesen der Dichtkunst. Der fruchtbarste Gedanke dieses Abschnitts ist die Gegenüberstellung von Homer und Virgil. In dem trefflichen Ausspruch: „Homer war der grösste Genius, Virgil der beste Künstler“ liegt im Keime schon das, was Herder dreissig Jahre später mit den Begriffen Naturpoesie und Kunstpoesie in die poetische Theorie einführte. Wie Herder stellt Breitingen den genialen Vertreter urwüchsigster Volkspoesie weit über den klassischen Repräsentanten formschöner Kunstpoesie. „Die Homerische Art zu mahlen hat einen Original-Character, und machet sich dem mehreren Haufen angenehm; die Virgilische hat viel mehr Kunst, und ist gelehrter. Homer ziehet uns fort, und versetzt uns mit einer ungestümen Gewalt, die nicht auf unsern Beyfall wartet; Virgil ziehet uns durch eine Majestät voller Lieblichkeit an sich. Homerus schüttet seine Güter mit einem grossmüthigen Ueberfluss aus; Virgil giebt mit Pracht, aber ohne Verschwendung.“²⁾

Die Poesie ist Nachahmung der Natur. Ihr Gestaltungsvermögen auf diesem Gebiete ist beinahe schrankenlos; denn es erstreckt sich über das Sichtbare hinaus auf die Welt des Möglichen. Nach Leibnitz betrachtet Breitingen die gegenwärtige als die beste der Welten. Nun lassen sich aber in der Phantasie noch unzählige mögliche Welten denken, die ebenso wahrscheinlich sind wie die bestehende, indem sie auf den nämlichen Natur-

¹⁾ Kritische Dichtkunst II, 407.

²⁾ Kritische Dichtkunst I, 43.

gesetzen, jedoch in anderer Kombination beruhen. Demnach erscheint das Wahre in doppelter Gestalt: als das Wirkliche oder Historisch-Wahre und das Mögliche oder Poetisch-Wahre. Letzteres beruht auf der Uebereinstimmung einer Beschreibung mit den möglichen Urbildern, und jedes wohl erfundene Gedicht ist nichts anderes als eine Historie aus einer andern möglichen Welt. Das Ergötzen, das uns ein poetisches Gemälde gewährt, findet Breitinger in der angenehmen Verwunderung über die Uebereinstimmung von Original und Nachbildung; daher vermögen auch hässliche Dinge in getreuer Nachahmung nicht nur erträglich sondern auch angenehm zu wirken. Während die Abhandlung von 1727 nur die Nachahmung bekannter Urbilder empfohlen hatte, wird hier nun die Darstellung des Möglichen als besonders wirkungsvoll befürwortet.

Die Auswahl des Stoffes richtet sich nach der Absicht des Dichters, je nachdem er belehren oder das Gemüt erregen will. Die Materien, die nur unsern Vorwitz stillen, ziehen nicht so sehr an, wie diejenigen, die das Herz rühren. „Der Verstand ist in seinem Umgang schwieriger als das Hertz“ (aus Dubos). Zum erstenmale für Deutschland wird es hier ausgesprochen, dass unter den gemütsbewegenden Stoffen diejenigen am kräftigsten wirken, welche die heftigsten Leidenschaften, wie Furcht, Schrecken und Mitleiden erregen, „weil die Kunst der Nachahmung diese Leidenschaften von allem würcklich Widerwärtigen reiniget.“ — Als Zweck der Poesie betrachtet Breitinger in Uebereinstimmung mit Horaz das Ergötzen und den Nutzen, wie ja auch Lessing noch in der Dramaturgie von der Dichtkunst verlangt, dass sie den Menschen bessere. Das Nützliche vom Ergötzlichen zu trennen, wäre ein „schändlicher Missbrauch der Poesie.“ Breitinger lässt es nach dem Vorbild Addisons nicht an ausdrücklichen Erklärungen fehlen, dass das Ergötzen Hauptzweck der Poesie sei; doch kommt es ihm vor allem darauf an, mit demselben eine Erweiterung unserer Erkenntnis zu verbinden. Am Unverhülltesten tritt seine Neigung zum Moralisch-Lehrhaften zu Tage, wenn er die einzelnen Dichtungsarten auf ihre Nützlichkeit untersucht. Von den kleinen lyrischen Gedichten könne man nicht verlangen, dass sie grossen Nutzen schaffen, die grösseren Dichtungen dagegen sollen un-

streitig auch die Besserung des Willens zum Zwecke haben. Das Epos soll eine Schule für den Leser sein, „wo er zu hohen, tugendhaften und grossmüthigen Unternehmungen aufgewecket und vorbereitet wird, und die Epische Fabel hat allezeit eine nützliche Hauptlehre in sich;“ die Tragödie soll mittelst des Schreckens und Mitleids die Affekte der Leute reinigen, die Komödie endlich ist ein Spiegel menschlicher Schwächen. Somit ist die Poesie nicht bloss eine Kunst der Nachahmung, sondern „ein Geschenke des Himmels und ein köstliches Werckzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführet und das Laster verjaget wird.“

Was der Verfasser in diesem Abschnitt über das gemütsbewegende Moment der Poesie sagt, ist, wie Servaes nachgewiesen hat¹⁾, eine Kompilation aus Dubos. Breitinger wollte jedoch auf das Moralitätsprinzip nicht verzichten, und so erklärt sich denn seine hier zu Tage tretende Unsicherheit aus dem Widerstreit der bisherigen rationalistischen Auffassung mit der neuen aus Dubos gewonnenen bessern Einsicht in das Wesen der Poesie. Ueber die Reinigung der Leidenschaften hat sich Breitinger nicht weiter ausgesprochen, obwohl er sowohl bei Aristoteles, wie bei Dubos darauf hingewiesen wurde; offenbar war ihm der Vorgang nicht völlig klar.

Das Festhalten am Utilitätsprinzip der Poesie führt den Verfasser im folgenden Abschnitt noch zu einer recht sonderbaren Konsequenz. Die Dichtkunst, heisst es da, erfülle ihre ureigenste Bestimmung, wenn sie sich zur Aufgabe mache, heilsame Wahrheiten unter reizendem Gewande dem Gemüt „einzuspielen“; denn sie sei eine „ars popularis“, d. h. für das gemeine Volk bestimmt und nicht dazu, „bloss etliche wenige an Verstand, Wissenschaft und tiefer Einsicht, über das gemeine Looss der Menschen erhabene Geister zu befriedigen; für solche ist die Poesie nicht erfunden worden, weil dieselben eines höhern, edlern, und von den Sinnen gantz abgezogenen Ergetzens fähig sind. Die nackte Wahrheit hat für diese so viel anzüglichen, dass es ihnen nothwendig verdrüsslich fallen muss, wenn ihre Schönheiten ihnen aus dem Gesicht entzogen und verstecket werden, ob dieses gleich durch

¹⁾ Servaes a. a. O. S. 176 ff.

den prächtigsten Schmuck der Kleidung geschähe.“¹⁾ — Mit diesem merkwürdigen Fehlschluss, dass die Poesie nicht auch für die höher Gebildeten erfunden sei, ist Breitinger allein geblieben; denn Bodmer bekundet in den entsprechenden Abschnitten seiner Abhandlung über die poetischen Gemälde entschieden tiefere Einsicht in das Wesen der Dichtkunst.

Daneben vertritt Breitinger die fruchtbare Auffassung, dass der Poet seinen Gegenstand so interessant als möglich gestalten müsse. Weder das Lehrreiche noch das Rührende vermag den Menschen anzuziehen, wenn er es täglich vor Augen hat. Nach dieser aus Longin übernommenen Auffassung, kalkuliert Breitinger weiter, muss die Poesie nicht nur wahr, sondern auch neu und ungewohnt sein. „Je neuer, je unbekannter, je unerwarteter eine Vorstellung ist, desto grösser muss auch das Ergetzen seyn. Nun aber kan nichts neueres seyn, als das Wunderbare, das uns durch das blossе Ansehen entzückt und mit Verwunderung anfüllet“²⁾. Die Geheimnisse der Natur, die Quellen des verwundersamen Neuen liegen aufgeschlossen in den Werken der Philosophen; nun fehlt es nur an Poeten, die sich an diesen „Castalischen Brunnen“ berauschen. Was die Engländer an dem dogmatischen Gedichte des berühmten Pope schon besitzen, haben die Deutschen erst noch zu erhoffen. — Gegen Aristoteles verteidigt Breitinger das Kleine, worin sich die Natur ebenso wunderbar offenbare wie im Grossen.

Das Wunderbare in der Poesie ist die äusserste Staffel des Neuen. Wunderbar ist alles, was den Schein des Möglichen und Wahrscheinlichen abgestreift hat. Nun wird aber der Mensch einerseits nur durch dasjenige gerührt, was er glaubt, und er verwundert sich anderseits nur über das, was er für ausserordentlich hält. Um diesen beiden scheinbar sich widersprechenden Forderungen zu genügen, „muss der Dichter dem Wunderbaren die Farbe der Wahrheit anstreichen und das Wahrscheinliche in die Farbe des Wunderbaren einkleiden.“ Auf diesem Kunstgeheimnis beruht die vornehmste Kraft und Schönheit der Poesie. —

¹⁾ Kritische Dichtkunst I, S. 125.

²⁾ Kritische Dichtkunst I, S. 112.

Die Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen ist ein Kernpunkt in Breitingers Theorie. Dem Alltäglichen den Reiz der Neuheit und dem Ausserordentlichen das Ansehen der Wahrscheinlichkeit zu verleihen, sind die vielgepriesenen Kunstgeheimnisse des Dichters, durch die er den „unschuldigen Betrug“ erzeugt, auf dem alle Poesie beruht, jene „angenehme und verwunderungsvolle Verwirrung“, welche dann entsteht, wenn der Verstand den „reizenden Schein der Falschheit“ durchdringt und im vermeinten Widerspruch ein geschicktes Bild der Wahrheit findet.

Der Aesopischen Fabel widmet Breitinger einen Abschnitt von 100 Seiten; denn da sie das Wunderbare mit dem Wahrscheinlichen und das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet, genügt sie zugleich den Hauptforderungen seiner Theorie und musste ihm notwendig als eine der vollkommensten Dichtungsarten erscheinen. — Die Fabel ist ein lehrreiches Wunderbares, erfunden, moralische Lehren und bittere Wahrheiten unter anziehender Verkleidung in die Gemüter der Menschen einzuspielen. Sie besteht aus zwei Stücken, Erzählung und Lehre; jene ist gleichsam der Körper, diese die Seele. Um dem Verständnis des Lesers entgegenzukommen, empfiehlt es sich, die Moral deutlich auszusprechen, doch nicht eher als am Ende, da sie durch die einkleidende Erzählung bis zum Schluss verborgen bleiben soll.

Die Definition der Fabel als lehrreiches Wunderbares verleitet Breitinger zu dem grossen Fehlgriff, Epos und Fabel zu identifizieren. Das Heldengedicht ist ihm „eine prächtige und ausführliche Fabel“ und die Fabel „ein kleines, ins Kurze gefasstes episches Gedicht“. Der Unterschied liege lediglich darin, dass dem Epos eine grosse, wichtige, meist politische Wahrheit, von deren Beobachtung das Heil grosser Helden und ganzer Völker abhängt, zu Grunde liege, während die äsopische Fabel sich mit ganz alltäglichen Vorgängen und Gegenständen abgebe. Ein erstes Erfordernis der Fabel ist die Wahrscheinlichkeit, denn ohne diese verlöre das Wunderbare die Kraft zu ergötzen. Bei Tieren wie bei leblosen Dingen soll daher der natürliche Charakter ihres Vorkommens auch in der Fabel gewahrt werden.

Den theoretischen Ausführungen lässt Breitinger einen kri-

tischen Teil folgen und wendet sich hier scharf gegen Triller¹⁾, dessen Fabeln er vorwirft, sie widersprechen der eigenen Theorie ihres Verfassers. Die Polemik ist gehässig und nicht immer zutreffend, denn Breitinger selbst wirft Epos, Mythos, Parabel und Fabel unterschiedslos durcheinander. Gerade an dieser Stelle setzte denn auch der litterarische Streit, der durch das Erscheinen der „Kritischen Dichtkunst“ heraufbeschworen wurde, besonders kräftig ein.

Die Figuren der Fabel sind Geschöpfe einer imaginären Welt; denn die Dichtkunst begnügt sich nicht mit der blossen Wirklichkeit; ihrer schrankenlosen Gestaltungskraft erschliesst sich in dem reichen Gebiet der möglichen Welten eine besondere Welt des Schönen. Diese Poesie ist eine Nachahmung der Natur im Möglichen, eine Konzentration vieler Schönheiten in einem Bilde. Ihr vornehmstes Kunstmittel ist die „abstractio imaginationis“, durch welche die Dinge nicht so vorgestellt werden, wie sie sind, sondern wie sie in ihrer möglichsten Vollkommenheit sein könnten. In der „materialischen“ Welt, wo die Natur mehr auf Mannigfaltigkeit als auf Vollkommenheit der Geschöpfe gesehen hat, vereinigt der Poet durch die abstractio imaginationis die Vorzüge verschiedener Dinge auf einen Gegenstand; in der historischen Welt werden die seltsamsten Schicksale und Begebenheiten aus ihrem Zusammenhang gelöst und vom Poeten auf seinen Helden übertragen, und in der moralischen Welt endlich, wo alles Mittelmässige nicht wirken kann, besteht der Vorzug der abstractio imaginationis in einer Konzentration absonderlicher Eigenschaften auf einen Charakter. Durch die Verwendung dieses Kunstmittels unterscheidet sich der Poet vom Historiker; dieser schildert die Dinge, wie sie sind, jener wie sie sein könnten; dieser zeichnet Charaktere, jener schafft Typen.

Die Lehre von der abstractio imaginationis bezeichnet den bedeutungsvollsten Fortschritt der Kritischen Dichtkunst. Während noch in den Diskursen peinlichste Nachahmung der Natur gefordert, in der Abhandlung von der Einbildungskraft dagegen

¹⁾ Triller: Poetische Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien. Zweyter Theil. Hamburg 1737.

die Zusammenfassung des Hauptsächlichen gepriesen wurde, erkennt hier Breitinger im Anschluss an Muratori und Richardson das Richtige in der Konzentration der charakteristischen Züge und der Unterdrückung alles Entgegenstehenden. Der Verfasser empfiehlt damit die idealisierende Methode zur Erzeugung einer einheitlichen Stimmung, die dem Gesamteindruck des Urbildes am nächsten komme. Diese Auffassung, mit der Breitinger der frei schaffenden Phantasie Thür und Thor erschloss, war für Deutschland durchaus neu, und er steht damit, wie Braitmaier hervorhebt, auf gleicher Höhe mit Mendelssohn und Lessing, die hier wörtlich an ihn anknüpfen¹⁾.

In den folgenden Abschnitten verbreitet sich der Verfasser noch über einige nebensächlichere Fragen aus dem Gebiete der dichterischen Technik, um schliesslich auf Grund der gewonnenen Regeln die Frage zu prüfen, ob die Schrift des Hofpoeten Ulrich König, „August im Lager“, ein Gedicht zu nennen sei. Die Untersuchung ergibt, dass König es unterlassen habe, durch irgend eines der genannten Kunstmittel den trockenen Stoff zu beleben, aus Furcht, die historische Wahrheit dadurch zu verdunkeln. Darum könne denn auch das Werk nicht als Dichtung, sondern nur als Historie in gereimten Versen gelten.

Wichtiger ist das Schlusskapitel des ersten Teiles „Von den Charactern, Reden und Gemüthes-Gedancken, oder Sprüchen“. Als vornehmste Dichtungsart ist hier die dramatische Poesie als die vollkommenste Nachahmung der Natur gepriesen. Der Dichter müsse das menschliche Gemüt genau kennen und seine Personen derart schildern, dass ihr Thun und Lassen in ihrem Charakter begründet erscheine. —

Im zweiten Teil der Kritischen Dichtkunst betont Breitinger die hohe Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks, dessen grösste Vollkommenheit auf der möglichst vollständigen Uebereinstimmung von Wort und Sinn beruhe. Kundschaft der Sprache ist ein erstes Erfordernis des Dichters. Eine ganz besondere Schönheit sieht der Verfasser im Wohlklang, der einer Vorstellung viel leichter

¹⁾ Braitmaier a. a. O. S. 178.

Eingang verschaffe. Wohlklang soll daher immer angestrebt werden, jedoch nicht auf Kosten des Sinnes; denn die Wörter sind nur der Körper, die Gedanken aber die Seele der Sprache. Nachdrücklich verlangt Breitinger von der Dichtersprache Anschaulichkeit und empfiehlt als hiezu geeignetes Kunstmittel die Verwendung der sog. „Machtwörter“, d. h. altertümlicher Redensarten, denen irgend eine lebendige Anschauung innewohne; sie verleihen dem Ausdruck Kraft und Farbe. Aus den Werken eines Opitz, Dach, Tscherning und Flemming die Machtwörter zu sammeln, um sie der neueren Dichtung nutzbar zu machen, wäre ein sehr verdienstvolles Unternehmen.

Ein weiteres Erfordernis der Dichtersprache ist die Korrektheit. „Gleichgültige“, d. h. synonyme Wörter, die man früher für eine Zierde der Sprache hielt, gebe es in Wirklichkeit gar nicht. Immer sei eine kleine Bedeutungsdivergenz vorhanden, die es verbiete, ein Wort im vollen Umfang für ein anderes zu setzen. Diese Einsicht erfordere vom Dichter, in jedem Falle eine genaue Auswahl zu treffen. Wirkliche Synonyma bestehen nur in verschiedenen Sprachen und auf diesem Umstand beruhe die Kunst der Uebersetzung. Von einer solchen verlangt Breitinger, dass sie sich in Form und Inhalt genau an das Original halte. Erschwerend wirken dabei die in jeder Sprache vorhandenen Idiotismen und die Thatsache, dass jeder fremde Ausdruck nur auf eine Art richtig wiedergegeben werden könne.

Die Wörter hält Breitinger für willkürlich angenommene Zeichen für die Begriffe. Sie können veralten und untergehen; die Begriffe aber bleiben und müssen dann gleichsam eine Seelenwanderung durchmachen, indem sie mit einer neuen Bezeichnung versehen werden. Die Schriftsteller sollten verhüten, dass gute alte Wörter untergehen, bevor ihr Inhalt in eine neue Form gegossen wurde. Neue Wörter sind nötig, wenn neue Begriffe entstehen. Kommen diese vom Ausland, so ist nicht wohl zu verhindern, dass mit dem fremden Begriff auch die fremde Benennung eingeführt werde. Kanzleien, Gerichte und Behörden müssen sich in ihrer Sprache oft der Umgebung anpassen, Gelehrte dagegen sollten sich angelegen sein lassen, die Reinheit der deutschen Sprache zu wahren und zu fördern.

Die „Beiwörter“ (Adjectiva), denen in der Kritischen Dichtkunst ein eigener Abschnitt eingeräumt ist, sind die poetischen Farben, mit welchen der Dichter seiner Darstellung Glanz und Reiz verleiht. Sie müssen mit Mass und Auswahl verwendet werden. Jede unnötige Häufung von Beiwörtern ist zu tadeln; anderseits sei jedoch nicht einzusehen, warum neuere Kunstrichter die pedantische Regel aufstellen, ein Substantiv dürfe nicht mehr als ein Adjektiv bei sich haben. Breitinger verteidigt hier im Gegensatz zu der späteren Theorie Lessings die Berechtigung einer Mehrzahl von Beiwörtern.

Die Schreibart im allgemeinen soll deutlich, natürlich und dem Inhalt angemessen sein. Besondern Vorzug verdiene die „verblünte“ (metaphorische) Schreibart, die durch geschickte Bilder gesteigerte Kraft und ungewöhnliches Ergötzen hervorbringe. Die „herzrührende“ oder pathetische Schreibart ist die Sprache der Leidenschaften. Sie äussert sich in kurzen abgebrochenen Sätzen und häufigen Interjektionen, sie übertreibt und stellt der erhitzten Phantasie Künftiges und Vergangenes als gegenwärtig vor, sie verwechselt die Personen, indem sie den Dichter mit dem Helden identifiziert oder den Leser durch direkte Anrede mit in die Handlung hineinzieht. Ihr Kunstgeheimnis, das schon Aristoteles entdeckte, beruhe darauf, dass sich der Dichter durch künstliche Mittel in die Leidenschaft versetze, deren Sprache er reden will. Wie in der Abhandlung von 1727 begeht Breitinger auch hier wieder den Fehler, die dichterische Produktion mitten aus dem Affekt zu befürworten, statt wie Gottsched richtiger betonte, denselben in etwelche Entfernung rücken zu lassen. Die prosaische Schreibart sucht in erster Linie zu überzeugen; Pathos und Leidenschaftlichkeit sind ihr daher nur gelegentliche Mittel zur Erreichung einer Absicht, während sie der Poesie Selbstzweck sind. Der Poet, der im Ansehen eines von oben begeisterten Menschen stehe, ziele direkt auf die Erregung der Phantasie und suche geflissentlich das Ungewöhnliche und Wunderbare. Mit Hülfe der malerischen Schreibart drücke er selbst dasjenige in entzückenden Bildern aus, was in gewöhnlicher Sprache ohne Interesse wäre. Die poetische Malkunst mache weit eher einen Dichter als Reim und Versmass.

Das letzte „Von dem Bau und der Natur des deutschen Verses“ überschriebene Kapitel behandelt die formale Seite der Poesie, für die Bodmer und Breitinger zeitlebens wenig Verständnis besaßen. Die Kritische Dichtkunst bezeichnet den Vers als das geringste unter den poetischen Kunstmitteln, da er ein bloss körperliches Vergnügen zu bereiten vermöge. Seine Beliebtheit gründe sich auf die allgemein verbreitete Freude der Menschen am Symmetrischen und am Taktmässigen. Neu ist in dem Abschnitt die richtige Erkenntnis, dass der Rhythmus der deutschen Sprache nicht quantifizierend, sondern accentuierend sei, womit der Verfasser nicht nur im Gegensatz zu Gottsched sondern auch zu der eigenen früher geäußerten Ansicht steht. Energisch wendet er sich gegen den in Deutschland herrschenden monotonen Alexandriner, den er mit einer entzwei geschnittenen Schlange, die ihr Hinterteil mühsam nach sich zieht, vergleicht. Der Reichtum der deutschen Sprache an langen, zusammengesetzten Wörtern und die Bestimmung, dass Satzende und Versschluss zusammenfallen müssen, machen dieses Versmass für die deutschen Dichter doppelt unbequem. — Mit besonderer Geringschätzung wird vom Reim gesprochen: er sei „ein alter Kirmesstanz, wo die Personen bei bestimmten Pausen aus Freude-Bezeugung in die Hände klatschen“. Der Verfasser kann nicht glauben, dass geistreiche Leute am Reim wirkliches Vergnügen finden. Ueberdies eigne sich die deutsche Sprache mit ihren klanglosen Endsilben besonders schlecht für den Reim.

Aus der Vergleichung der „Kritischen Dichtkunst“ mit Breitingers früheren Schriften ergibt sich eine auffallende Uebereinstimmung mit der „Abhandlung vom Einfluss und Gebrauche der Einbildungskraft“. Die Kritische Dichtkunst erscheint in denjenigen Materien, die schon in der frühern Schrift von 1727 behandelt wurden, nur als eine weitere Ausgestaltung auf Grund eines wesentlich reicheren Materials. Breitinger ist sich in den Hauptpunkten seiner Theorie durchaus treu geblieben, und er steht in manchen Abschnitten nicht nur sachlich auf dem nämlichen Standpunkt, sondern er schliesst sich auch in der Form eng an die vorliegende Fassung an. Wie weit diese Anlehnung geht, mag die folgende Nebeneinanderstellung zeigen:

Von der Einbildungskraft.

[S. 10.] Hieraus erhellet, dass ein guter Schreiber mit einem guten Mahler nahe verwandt ist; Ihre Künste sind in der That gleichsam verschwistert.

Beyde haben das gleiche Vorhaben, nemlich abwesende Dinge uns gegenwärtig zu machen, und dieselben uns fühlen und empfinden zu lassen.

Beyde arbeiten über einerley Materie; die Werke der Natur und der Kunst sind die Urbilder, von welchen sie Abdrücke machen.

Beyde stimmen in dem Zweck überein, indem sie durch die Ähnlichkeit zu ergötzen suchen.

Beyde haben endlich eine Lehr-Meisterin, die Natur, deren Schüler sie sind. Also scheint, dass sie allein in der Ausführung ihres Vorhabens unterscheiden seyen, nachdem der eine mit den Worten und der Feder; der andere mit dem Pinsel und den Farben seine Gemälde verfertiget.

Pinsel und Farben erlauben dem [S. 11] Mahler nicht weiter zu gehen, als das Gesichte zu belustigen; in welchem Punkte er nicht nur von dem Schreiber, sondern sogar von dem Bildhauer schon übertroffen wird, der neben dem Gesichte noch einen andern Sinn, nemlich das Gefühle beschäftigen kan; gleichwie der Engelländische Zuschauer mit einem heitern Exempel gewiesen hat, N. 416

Ferner kan weder der Bildhauer noch der Mahler eine Sache in mehr als einer Stellung weisen; Ja, der Mahler kan nicht mehr als eine oder zwo Seiten der Sache bilden: . .

Kritische Dichtkunst I.

[S. 13.] Die beyden Künste, des Mahlers und des Poeten sind einander sehr nahe verwandt, und gleichsam verschwistert.

Beyde, der Mahler und der Poet, haben einerley Vorhaben, nemlich dem Menschen abwesende Dinge als gegenwärtig vorzustellen, und ihm dieselben gleichsam zu fühlen und zu empfinden zu geben.

[S. 15.] Beyde arbeiten über einerley Materie, die Werke der Natur und der Kunst sind ihre Urbilder, die sie durch eine geschickte Nachahmung auf eine fühlbare Weise auszudrücken suchen.

Beyde stimmen in dem Endzweck überein, sie wollen uns durch die Ähnlichkeit ergetzen.

Endlich haben beyde eine Lehrmeisterin, die Natur, bey der sie in die Schule gehen. Also bleibt übrig, dass sie alleine in der Ausführung ihres Vorhabens unterschieden sind, da der Mahler mit dem Pinsel und den Farben, der Poet mit den Worten und der Feder mahlet.

[S. 16.] Pinsel und Farben erlauben dem Mahler nicht weiter zu gehen, als das Gesicht zu rühren, in welchem Stücke er schon von dem Bildhauer übertroffen wird, der neben dem Gesichte noch einen andern Sinn, nemlich das Gefühl, beschäftigt hält; ein Vortheil, über welchen der Engelländische Zuschauer folgende Anmerckung gemacht hat. . . .

[S. 18.] Alleine der Mahler kan . . . auf einmahl nicht mehr als eine oder zwo Seiten von einer Sache deutlich vorstellen, und dieselben nicht in mehr als einer Stellung weisen.

.. Hingegen sind dem Schreiber, der die Worte und die Feder zu der Ausführung seines [S. 12] Vorhabens gebraucht, keine solchen Schrancken gesetzt; Er wirket nicht nur auf einen oder zween Sinne, sondern hält einen nach dem andern beschäftigt.

Er giebet den Menschen nicht nur die vollkommenste Bildung . . . sondern auch die Rede: Die Thiere bekommen von ihm die unterschiedliche Thöne ihres Geschreys, den Vögeln giebt er die süsse Melodie des Gesangs. Alles ist voll Leben und wahrer Bewegung in seinen Gemälden: Seine Personen und Sachen ändern ihren Stand und ihre Stellungen in einem Augenblicke, wenn es ihm beliebt, und er lässt sie gantz und von allen Seiten sehen.

[S. 19.] .. Hingegen sind dem Poeten, der die Worte, und die Feder zur Ausführung seines Vornehmens gebraucht, keine solche Schrancken gesetzt; seine Kunst würket nicht auf einen oder zween Sinnen alleine, sondern hält einen nach dem andern beschäftigt.

. . . . er giebt dem Menschen nicht nur die vollkommenste Bildung, sondern auch die Rede; die Thiere bekommen von ihm die unterschiedlichen Handlungen, derer sie fähig sind, den Vögeln schencket er die süsse Melodie des Gesanges; in seinen Gemälden ist alles voll Leben und wahrer Bewegung; seine Personen und Sachen ändern ihren Stand und ihre Stellung in einem Augenblicke, sobald es ihm beliebt, und er giebt sie uns gantz und von allen Seiten zu sehen.

Wörtliche Uebereinstimmung findet sich ferner in folgenden Abschnitten:

Wie der Maler seine Farben und ihre Verwendung genau kennen muss, soll auch der Dichter seine Sprachmittel bemeistern und ihre Wirkung sicher bemessen können (E. 18 und K. D. II 9, 10). ¹⁾

Ueber die Beschreibungen als Elemente der Beredsamkeit (E. 20, 21 und K. D. I 50, 51).

Von der Wahl und Verbindung der wichtigsten Umstände im Anschluss an ein Citat aus Longin (E. 25 und K. D. I 422, 423).

Vom Ergötzen, das selbst widerwärtige Dinge in getreuer Nachbildung verursachen (E. 28, 29 und K. D. I 68, 69).

Das Ergötzen, das eine wohlgetroffene poetische Schilderung in uns erweckt, rührt nicht vom Gegenstande her sondern von der Vergleichung des Abbildes mit dem Urbild. Je getreuer die

¹⁾ Mit E. ist im folgenden die Abhandlung von der Einbildungskraft, mit K. D. die Kritische Dichtkunst bezeichnet.

Nachbildung, desto grösser das Ergötzen. Freude des Menschen über seine Befähigung, die Kräfte der Natur durch die Kunst zu erreichen (E. 30—32 und K. D. I 73—75).

Um eine Leidenschaft richtig schildern zu können, muss sich der Dichter mittelst der Einbildungskraft selbst darein versetzen (E. 119 und K. D. 361, 362).

Solche Parallelstellen, die eine unverkennbare Entlehnung aus der frühern Schrift bekunden, liessen sich leicht vermehren. Manches andere ist dagegen in die „Betrachtungen über die poetischen Gemähde“ übergegangen, so dass in diesen beiden Werken so ziemlich alle fruchtbaren Gedanken der Abhandlung vom Jahre 1727 wiederkehren.

Die starke Abhängigkeit der Kritischen Dichtkunst von der Abhandlung über die Einbildungskraft ist eine Bestätigung der Annahme, dass Breitinger an der Ausgestaltung dieser Schrift ein überwiegender Anteil zukommt, da er von dem Eigentum seines Freundes doch kaum einen so ausgiebigen und freien Gebrauch gemacht hätte. —

Die Kritische Dichtkunst trägt Breitingers Namen. Sie wurde bis anhin für das beinahe selbständige Werk des feinsinnigen Gelehrten angesehen, vor dessen gründlicher philologischer Bildung und strenger philosophischer Schulung der unruhige, immer bewegliche, von einer Materie zur andern eilende Bodmer, der in spätern Jahren durch seine verfehlte dichterische Produktion sich der Lächerlichkeit preisgab, zurücktreten musste. Ein Blick auf die Entstehungsgeschichte zeigt indessen, dass Bodmer gerade an dem Hauptwerke seines Freundes ein grösserer Anteil zukommt, als man ihm bisher einzuräumen geneigt war. Aus zahlreichen Briefstellen geht hervor, dass jeder einzelne Abschnitt von beiden zuerst einlässlich besprochen und, wenn Breitinger dann den ersten Entwurf angefertigt hatte, dem Freunde in dieser Form zur Durchsicht übergeben wurde. Vielfach skizzierte Breitinger nur und überliess Bodmer die vollständige Ausarbeitung. Bei einzelnen Abschnitten schrieb Breitinger nur den dogmatischen Teil, während Bodmer den kritischen ausführte. Häufig versah dieser auch die theoretischen Auseinandersetzungen Breitingers mit passenden Beispielen, die ihm bei seiner umfassenden Be-

lesenheit in den neueren Litteraturen reichlich zu Gebote standen. Ein Hauptverdienst Bodmers liegt in der formalen Durchbildung des Werkes, das hinsichtlich seiner äussern Gestalt höhern Ansprüchen genügen sollte. Insbesondere war es ihm darum zu thun, dasselbe vor dem Vorwurf zu bewahren, seine schweizerische Provenienz nicht verleugnen zu können.

Bodmers Anteil erstreckt sich aber auch auf das stoffliche Gebiet, und es ist bisher nicht beachtet worden, dass ganze Abschnitte der Kritischen Dichtkunst aus seiner Feder geflossen sind. In einem schon citierten Briefe an Gottsched berichtet er, Breitinger habe ihm erlaubt, dem Werke einige Aufsätze von seiner eigenen Arbeit beizufügen ¹⁾ und an Zellweger in Trogen schreibt er am 28. August 1740, also zu einer Zeit, da der Druck des Werkes schon abgeschlossen war: „Was sagt Ihr zu dem letzten Abschnitt des 2. th. der Critischen Dichtkunst? derselbe ist gäntzlich von meiner façon!“ ²⁾ Das ganze letzte Kapitel „Von dem Bau und der Natur des deutschen Verses“ (K. D. II. 435—472) rührt also von Bodmer her. Breitinger war mit seinen Ausführungen durchaus einverstanden. Gerne erklärte er sich bereit, diese wertvollen Ergänzungen, die Bodmer besonders sorgfältig redigiert hatte, in den Rahmen seiner Darstellung aufzunehmen. „Den letzten Abschnitt von der Mechanick des deutschen Verses“, schreibt er an Bodmer, „habe etzliche mahle durchlesen, und so weit ich ihn verstehe, gefällt er mir sehr wol, umso viel mehr, da ihr das metrum gelten lasset, was es wehrt ist.“ ³⁾

Auch an der kritischen Untersuchung, ob Königs beschreibende Dichtung „August im Lager“ wirklich ein Gedicht sei (K. D. I. 348—376) ist Bodmer stark beteiligt. Die Probe von einer Umgestaltung dieses litterarischen Produkts stammt von ihm ⁴⁾ und vermutlich ist er überhaupt der Verfasser des ganzen Abschnittes. Man erinnert sich dabei an einen Brief Bodmers an Gottsched aus dem Jahre 1735, womit er die Uebersendung der kritischen Schrift „eines Unbekannten“ über Königs Gedicht begleitete.

¹⁾ Vgl. S. 55.

²⁾ Bodmer an Zellweger, 28. August 1740. Mskr. Trogen.

³⁾ Breitinger an Bodmer, o. D. [Anfang 1739]. Mskr. Zürich.

⁴⁾ Vgl. Füsslis Materialien zur Fortsetzung der Bodmer-Biographie.

„Ich machte mir zwar einiges Bedenken, diesem Unbekannten Folge zu leisten“, heisst es darin. „Ich fürchtete, so fern Hr. Geh. Rath König innen würde, dass Ew. HochEdlen diese Crit. Untersuchung durch meinen Canal bekommen hätten, würde er mirs verargen, und mir vielleicht aufbürden, dass ich belieben trüge, den Feinden seiner poetischen Verdienste Vorschub zu thun. Ich wollte mich nicht gerne seinem Zorn bloss geben, von welchem ich schon vordem öffentliche, wiewohl nicht gesuchte Proben empfangen hatte. Jedennoch weil die Critick mit aller gelindigkeit geschrieben ist, und der Verfasser die gebührende Hochachtung gegen den H. König nicht aus Augen setzet, habe ich beschlossen, sie nach seinem Begehren an Ew. HochEdlen zu übersenden und aber dieselben zu ersuchen, dass sie gegen H. König verborgen halten, dass sie solche durch mich erhalten haben. Eine wohl ausgeführte Critische schrift, welche nicht nur tadelt, sondern auch lobet, ist nach meinem Sinn bequemer den Ruhm eines Poeten zu vermehren, als ein nackendes unerwiesenes Lob“. ¹⁾ — Gottsched war jedoch nicht im Falle, die Abhandlung in seine Zeitschrift aufzunehmen, und er gab seinem Bedauern darüber in einem an Bodmer gerichteten Briefe Ausdruck: „Es ist mir leid, dass ich die neuliche Untersuchung des Werkes, August im Lager, nicht habe in die Beyträge der D. G. bringen können. Mein Censor D. Jöcher, ist ein Freund des Hn. Königs und wollte diese Schrift nicht drucken lassen. In der Schweiz würde dieses nicht zu besorgen seyn, und es wäre gut, dass der Welt die Augen aufgethan würden“. ²⁾

Bei Bodmers Vorliebe für das litterarische Versteckens-Spiel und seinen übrigen Gepflogenheiten ist es mehr als wahrscheinlich, dass der „unbekannte“ Verfasser dieser kritischen Untersuchung niemand anders als Bodmer selbst war, und als ebenso gewiss darf angenommen werden, dass dieser Aufsatz mit dem entsprechenden Abschnitt der Kritischen Dichtkunst identisch ist.

Ein weitergehender Einfluss Bodmers lässt sich auch noch in dem wichtigen Schlusskapitel des ersten Theiles „Von den

¹⁾ Bodmer an Gottsched, 28. August 1735, Zschr. f. d. U. a. a. O. S. 361.

²⁾ Gottsched an Bodmer, 10. Mai 1736, Zschr. f. d. U. a. a. O. S. 363.

Charaktern, Reden und Gemütesgedanken oder Sprüchen“ nachweisen, in welchem Breitinger nach seinen eigenen Worten dem Mitarbeiter ziemlich viel Arbeit überliess.¹⁾

Den beiden zuletzt genannten Abschnitten der Kritischen Dichtkunst hat Goethe im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ eine besondere Würdigung angedeihen lassen und hat Breitinger, dem vermeintlichen alleinigen Verfasser, dafür ein eigenes Kränzlein gewunden²⁾; wenn man nun aber hinzunimmt, dass gerade bei diesen Kapiteln Bodmer ein wesentlicher Anteil zukommt, so erscheint das harte Urteil, das Goethe an jenem Orte über Bodmer sprach, er sei, so viel er sich auch bemühte, theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben, als völlig unbegründet. —

Es erübrigt schliesslich noch, Breitingers Anteil an den beiden kritischen Schriften Bodmers, die gleichzeitig mit der Schrift über die Gleichnisse und der Kritischen Dichtkunst erschienen, zu erwähnen. Die „Abhandlung von dem Wunderbaren“ sollte, wie aus dem oben angeführten Briefe an Gottsched hervorgeht³⁾, ursprünglich einzelne Kapitel der Kritischen Dichtkunst ausmachen, wurde jedoch dann wegen ihres bedeutend vergrösserten Umfangs von Bodmer als selbständige Publikation herausgegeben.⁴⁾ Der Einfluss, den Breitinger auf diese Abhandlung ausübte, ist unwesentlich, da dieses Werk eine Materie beschlägt, die zeitlebens Bodmers besondere Liebhaberei bildete. Er beschränkt sich auf einzelne Veränderungen und Ergänzungen, die Bodmer dem Rate seines Freundes zufolge in seinen Entwürfen vornahm.

Grösseres Verdienst gebührt Breitinger in Bezug auf die „Betrachtungen über die poetischen Gemälde“. ⁵⁾ Da diese Schrift

¹⁾ Breitinger an Bodmer, o. D. [1739]. Mskr. Zürich.

²⁾ „Dichtung und Wahrheit“, siebentes Buch; Weimarer Ausg., Bd. 27, S. 80.

³⁾ Vgl. Bodmer an Gottsched, S. 56.

⁴⁾ Joh. Jacob Bodmers Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen. In einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlohrnen Paradiese; Der beygefüget ist Joseph Addisons Abhandlung von den Schönheiten in demselben Gedichte. Zürich 1740.

⁵⁾ Johann Jacob Bodmers Critische Betrachtungen über die Poetischen Gemähle Der Dichter. Mit einer Vorrede von Johann Jacob Breitinger. Zürich, Verlegt Conrad Orell u. Comp. 1741 und Leipzig bey Joh. Fried. Gleditsch.

aus der Abhandlung über die Einbildungskraft hervorging, ist Breitinger von Anfang an in hervorragendem Masse an ihr beteiligt. Er hegte ursprünglich die Absicht, diese Arbeit selbst auszuführen. Noch im ersten Teile der Kritischen Dichtkunst ist von dem Werke als von seinem eigenen die Rede (S. 442), während es schon im zweiten als dasjenige Bodmers angeführt wird. (II. Teil Errata). Breitinger hat sich längere Zeit mit dem Plane beschäftigt und wohl auch einzelne Teile der Abhandlung entworfen. Schliesslich übergab er jedoch den Entwurf seinem Mitarbeiter, der ihn wesentlich erweiterte und zu einer neuen und selbständigen Arbeit umschuf. Allein auch jetzt hörte Breitingers Teilnahme nicht auf. Er versah die verschiedenen Abschnitte, die ihm Bodmer zur Begutachtung vorlegte, mit Einschränkungen und Zusätzen.¹⁾ Nicht immer aber scheinen diese dem Verfasser genügt zu haben. „Ich sende Euch“, schreibt Bodmer einmal an Breitinger, „den eilften Abschnitt, wie ich ihn auf das beste ausgeputzt habe, zweifle aber nicht, dass ihr noch verschiedenes daran zu bessern finden werdet, wenn ihr ultimam limam darüber wollet gehen lassen. Ich hatte geglaubt, dass ihr in denen beyden letztmahls euch zu diesem Ende überschickten Abschnitten noch eines und das andere zu Verbesserung derselben hätten beybringen können, und weil es nicht geschehen, kan ich nicht bergen, dass ich fürchte, ihr habet die Mühe, so dazu gehöret, nicht anwenden mögen, oder nicht Zeit gehabt.“²⁾

Als dann mit der Drucklegung des Werkes begonnen wurde, las Breitinger noch die erste Korrektur und schrieb die Vorrede. Dieselbe handelt vom Amt eines rechtschaffenen Kritikers. Ein solcher muss, wie Breitinger ausführt, neben der nötigen Einsicht auch den Verstand und den Willen besitzen, nur das Gute zu loben und das Schlechte zu tadeln. Das Recht der Kritik kommt jedem Leser zu. Doch kann nur derjenige für sein Urteil allgemeine Gültigkeit erwarten, der seine Kritik mit triftigen Gründen zu stützen vermag. Das Ansehen eines Kunstrichters allein genügt nicht, seiner Kritik Geltung zu ver-

¹⁾ Bodmer an Breitinger, 30. März 1740. Mskr. Zürich.

²⁾ Bodmer an Breitinger o. D. [1740] Mskr. Zürich.

schaffen. Die Schriftsteller sollen durch die Kritik nicht beschämt, sondern belehrt werden. Das Muster eines berufenen Kritikers erblickt Breitinger in seinem Freunde Bodmer.

So hat auch Breitinger die Werke des Mitarbeiters in mancher Hinsicht intensiv gefördert und aufs neue stellen sich die Freunde, die seit den Diskursen der Maler alle Projekte und alle Mühen und Sorgen ihrer Ausführung getreulich miteinander teilten, als vereint dar. Die kritischen Werke sind die grundlegenden Arbeiten, auf denen ihr ästhetisches System beruht. So wenig wie das letztere in seiner Totalität Bodmer oder Breitinger allein seinen Ausbau verdankt, ebenso wenig kann eine jener Schriften dem einen oder andern ausschliesslich zugewiesen werden.

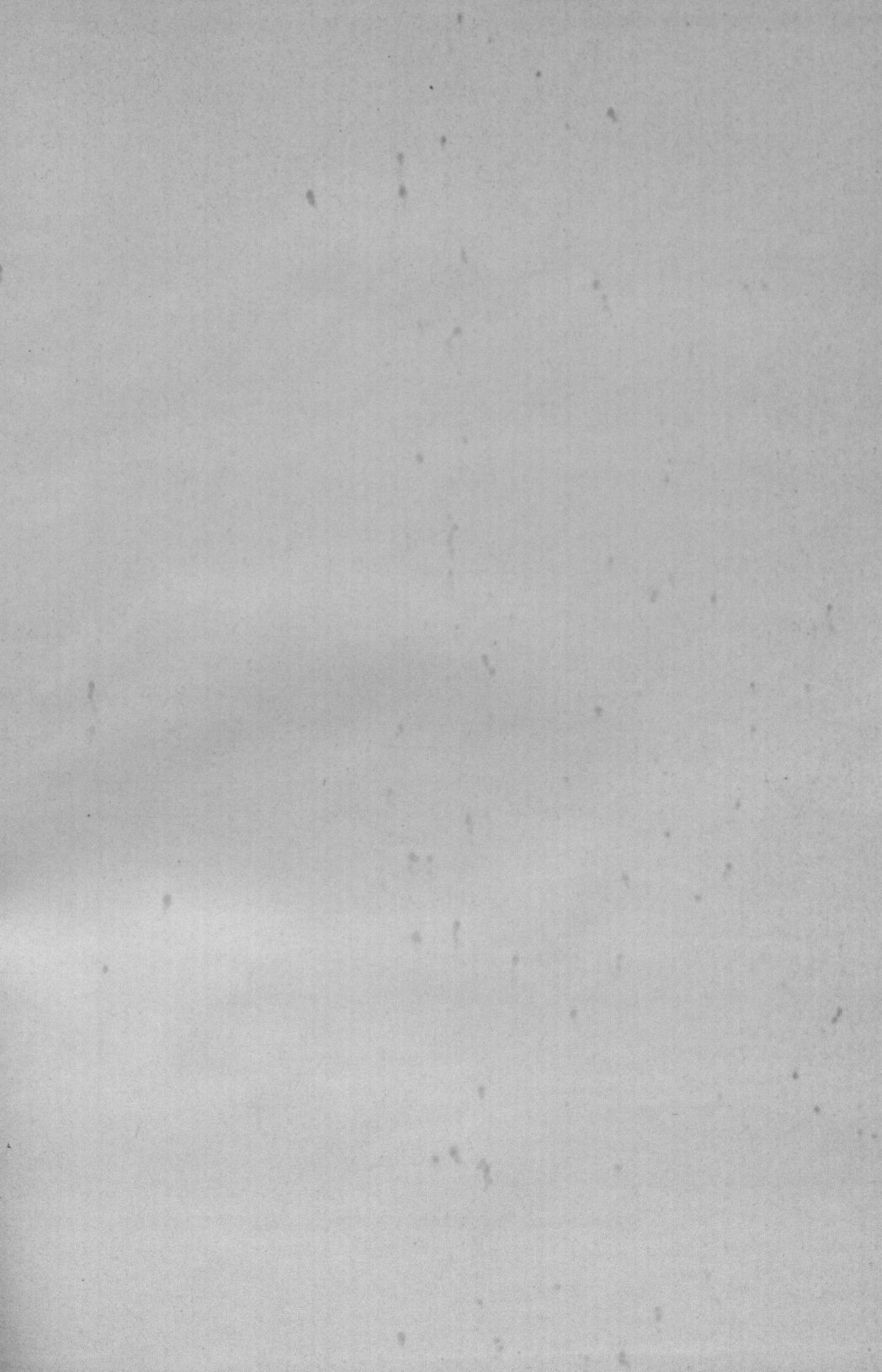


Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Kindheit und Studienjahre	1—15
Familie 1 — Zürcherische Schulverhältnisse 3 — Jugendfreunde 5 — Der Streit um die Badenerwürfel 6 — Die Ordination 9 — Anschluss an Bodmer 11 — Litterarische Projekte 12 — Verhältnis zur Umgebung 13.	
II. Die Diskurse der Maler	16—25
Die Gesellschaft der Maler 16 — Breitingers Anteil an den Diskursen 17 — Quellen und Gewährsmänner 22 — Abschluss der Diskurse 23 — „Der gestäupte Leipziger Diogenes“ 24.	
III. Die Exspektantenzeit	26—32
Reisepläne 26 — Persius-Studien 27 — „Neue Zeitungen aus der gelehrten Welt“ 29 — Privatunterricht 31.	
IV. Die Abhandlung von der Einbildungskraft	33—42
Gemeinsame Thätigkeit von Bodmer und Breitinger 33 — Das fünfteilige Programm 36 — Die Abhandlung von der Einbildungskraft 36 — Autorverhältnisse 39 — Urteile über die Abhandlung 41.	
V. Erste Lehrthätigkeit	43—51
Herausgabe der Septuaginta 43 — Die Professur 44 — Verbesserung der Schulbücher 46 — Verehelichung 47 — Die historische Gesellschaft 48.	
VI. Die Abhandlung von den Gleichnissen	52—63
Die Vorbereitung der grossen Werke 52 — Das abgeänderte Programm 56 — Entstehung der Abhandlung von den Gleichnissen 57 — Inhaltsübersicht 60.	
VII. Die Kritische Dichtkunst	64—87
Entstehungsgeschichte 64 — Die Vorreden 68 — Inhaltsübersicht 69 — Verhältnis zu den früheren Schriften 79 — Bodmers Anteil an der Kritischen Dichtkunst 82 — Breitingers Anteil an Bodmers Abhandlungen 85.	

CURRICULUM VITAE.

Ich, Hermann Bodmer, wurde am 8. März 1870 als Sohn des Kaufmanns Salomon Friedrich Bodmer und der Johanna Maria geb. Steiner in Zürich geboren. Von 1876—1885 besuchte ich die Primar- und Sekundarschulen in Hottingen und kam im Frühling 1885 an die Industrieschule Zürich in der Absicht, später ans Polytechnikum überzugehen. Vorherrschende Neigung zur deutschen Sprache und Litteratur und namentlich der anregende Unterricht meines verehrten Lehrers Herrn Dr. A. Bachmann bestimmten mich indessen, nach dem Maturitätsexamen an der philosophischen Fakultät der Universität Zürich mich immatrikulieren zu lassen. Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren Baechtold, Tobler, Morf, Schweizer-Sidler, Hunziker und der Herren Privatdozenten Bachmann und Hoffmann und beteiligte mich an den Übungen des germanischen Seminars. Allen meinen Lehrern spreche ich für mannigfache Anregung und Förderung meinen herzlichsten Dank aus.



Bodmer, Hermann

Johann Jakob Breitinger 1701-1776 Sein Leben und seine litterarische
Bedeutung. Erster Teil

Zürich 1897

Biogr. 139 nb

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00082061-1

Die PDF-Datei kann elektronisch durchsucht werden.